

D.Lit.
1731
Rara



Früh. Dr. Martin 6 1/2
L. u. L. u. 6 "

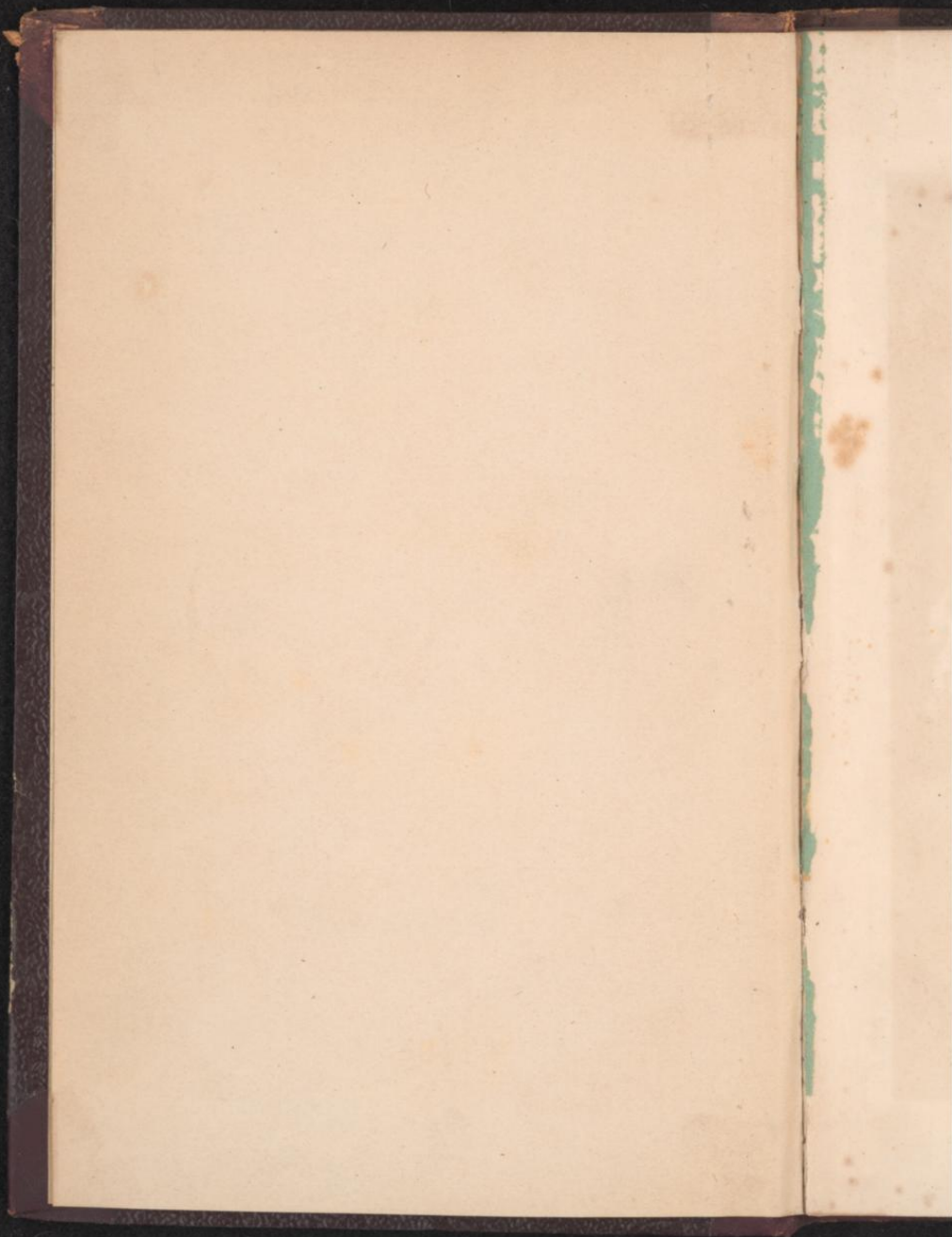
Zusammen 12 1/2.

Nicht ausleihbar

e

e





LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Abenteurer und Leiden dreier Seelente auf schwimmenden Fisschollen



Fig. 7.

Du

6

Kind, Jüng
 Wie's der a
 getrieber
 Abenteuer u
 auf schre
 Der Wehrh
 Des armen
 Der Hottent
 Der alte Gen
 kamerad
 Die ersten
 ward's z
 Gute Nacht

7

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein
Geschenk für fleißige Kinder

von
P. J. Beumer.

Neue Folge.

I. Jahrgang.
Erste Abtheilung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Kind, Jüngling, Mann und Greis . . .	1	König Richard Löwenherz . . .	31
Wie's der alte Blücher an der Kasbach getrieben . . .	2	Jerusalem . . .	32
Abenteuer und Leiden dreier Seeleute auf schwimmenden Eißschollen . . .	7	Aegypten . . .	38
Der Wehrstand . . .	14	Der Vostillon . . .	40
Des armen Knaben heiliger Christ . . .	18	Leichenfeier in Indien . . .	42
Der Hottentott . . .	20	Die Fehmgerichte . . .	47
Der alte General Horn und sein Kriegs- kamerad . . .	21	Der Knabe und das Mäglein . . .	50
Die ersten Entenisten auf den Sea- wards-Inseln . . .	23	Die Eichel . . .	51
Gute Nacht . . .	30	Der Mönch von Heisterbach . . .	54
		Ein Abenteuer in den Gebirgen von Vermont . . .	56
		Räthsel . . .	61

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

1852

Abenteuer und Leiden dreier Seelen auf schwimmenden Ersschonen

Rara

D. Lit. 1731.

23

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10. 1528.

Kind, Jüngling, Mann und Greis.

Die Erde lag in stiller Ruh,
Die Neuglein hatten Blumen zu,
Da hüpfte durch den ernen Raum
Ein Knab' und störte ihren Traum.
Die Blümlein weckt sein wärmer Hauch,
Er ruft in's Leben Baum und Strauch,
Und breitet auf der Erde Haus
Den grünen Rasenteppich aus.
Er kost mit Blüten lau und lind;
Sprich: Kennst du nicht das schöne Kind?

Ein hoher Jüngling kommt daher,
Das Haupt von duft'gen Blüten schwer.
Er küßt die Halme traut und hold
Und wandelt sie in wogend Gold.
Er füllt den Raum mit Sonnenglut,
Ist, wie der Knabe, lieb und gut;
Doch stürmt er durch das weite Haus
Zerstörend oft mit wildem Graus.
Die erste Frucht beut seine Hand,
Sprich: Ist der Jüngling dir bekannt?

Zum dritten kommt ein ernster Mann,
Die Hand zum Segen aufgethan.
Auch ist er gar ein freundlich Bild
Und grüßt die Erde warm und mild.
Er füllt mit Früchten Haus und Schrein
Und sammelt rings die Halme ein.
Baut uns der Purpurtrauben Saft
Und ist's, der tausend Gutes schafft.
Er gibt der Flur ein gelbes Kleid;
Bist du zu nennen ihn bereit?

Und langsam endlich kommt ein Greis,
 Die Hand erkarrt, die Haare weiß,
 Der trägt die Blümlein all' zur Ruh,
 Deckt sie mit weichem Bette zu.
 Es Schweigen unter seinem Hauch
 Des Haines legte Sänge auch;
 Er breitet weit die kalte Hand,
 Da liegt die Welt in starrem Band
 Und trägt uns Blumen noch von Eis,
 Kennst du ihn wohl, den guten Greis?

Wie's der alte Blücher an der Katzbach getrieben.

Am 10. August des Jahres 1813 war zwischen den Verbündeten und Napoleon ein Waffenstillstand bis zum 17. August abgeschlossen worden. Ein Stück von Schlessen mit der Hauptstadt wurde für neutral erklärt, d. h. weder Franzosen noch Verbündete durften sich während des Waffenstillstandes darin aufhalten. Der alte Blücher stand mit seinem Heere gerüstet und dachte: sollten die Schelme Franzosen wohl Treue und Glauben halten? Ich will doch einmal Kundschafter ausenden. Aber siehe, die Franzosen hatten schon am 13. Aug. den Vertrag gebrochen, indem sie das neutrale Gebiet überschritten und in einzelnen Dörfern Expropiationen gemacht hatten. Blücher säumte nun auch nicht lange, und am 17. Aug. hatte er schon das ganze neutrale Gebiet besetzt. Da machten die Franzosen einen Heidenlärm und schrien über Belegung des Bölkerrechts. Der preussische und russische Kommissarius verlangten von Blücher Rechenschaft über sein Verfahren. Dieser erklärte, die Franzosen hätten zuerst die Uebereinkunft gebrochen, und er habe die Pflicht gehabt, die Untertanen seines Königs vor den feindlichen Uebergriffen zu schützen. Mit dieser Erklärung waren die Kommissarien aber nicht zufrieden, und verlangten, Blücher solle mit der schlesischen Armee wieder zurück gehen. Jetzt hatte es der Blücher genug; er schrieb ihnen kurz und bündig, wie's so seine Weise war:

„Die diplomatischen Narrenspessen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende haben. Er werde den Takt ohne Noten schlagen!“ Und Punktum! mit dem 17. Aug. fing er an frisch wieder vorzudringen. Es kam zu Plänkelleien und einzelnen kleinen Ge-

fechten,
 und drä
 glücklich
 die Lage
 neral Le
 darüber.
 befolgen.
 gefangen
 wesen w
 laut wer
 guten S
 ich warte
 setzen ka
 war mit
 Er ließ
 seinen P
 vorauf,
 annaßte
 Eintracht
 Am
 Franzosen
 Löwenber
 nachrückte
 Napoleo
 vor, mi
 Armee zu
 wären.
 und die
 schlagen.
 war viel
 hätte.
 diese sche
 und die
 vernichten
 kamen F
 Hauptan
 auf Dree
 gab sein
 Maldo
 nach Sa
 fernung,

fechten, aber unser Marschall Vorwärts ließ sich nicht aufhalten, und drängte die Franzosen bis Löwenberg und Heinau zurück. So glücklich auch dieser Anfang war, so schwer war doch für Blücher die Lage der Dinge. Die Russen waren unwillig, daß ihr General Langeron nicht den Oberbefehl führte, und murrten endlich darüber. Langeron ging sogar so weit, Blüchers Befehl nicht zu befolgen. Man hätte leicht den Marschall Ney mit 20,000 Mann gefangen nehmen können, wenn nur die Russen bei der Hand gewesen wären. Was sollte Blücher nun thun? Seinen Unwillen laut werden lassen? Nein, das that er nicht, weil dadurch der guten Sache am meisten Schaden zugefügt worden wäre. Er dachte, ich warte die Zeit ab, bis ich mich bei den Russen in Respekt setzen kann, dann wird das Pariren schon von selbst kommen. Er war mit sich einig geworden, wie er seine Russen nehmen wollte. Er ließ sie so viel als möglich, ihren Gang gehen, und muthete seinen Preußen überall das Schwerste zu. Sie mußten überall voraus, und wo sich die Russen dann später auch die äußere Ehre anmaßten, so schwieg er dazu. Blücher wollte die jetzt so nöthige Eintracht nicht stören.

Am 21. Aug. merkte Blücher, daß etwas Wichtiges bei den Franzosen vorgehen müsse. Sie brachen mit Macht wieder aus Löwenberg vor, und auf der fernem Landstraße sah man den Staub nachrückender Heeresmassen. Bald erfuhr er durch Rundschaster, daß Napoleon im Lager angekommen sei. Der Kaiser hatte nämlich vor, mit aller Macht über Blücher herzufallen und die schlesische Armee zu schlagen, bevor die Oesterreicher in Sachsen eingebrochen wären. Dann wollte er sich schnell wieder nach Dresden wenden, und die aus Böhmen kommenden Oesterreicher ebenfalls auf's Haupt schlagen. Blücher durchschaute den Plan des klugen Kaisers, und war viel zu vorsichtig, als daß er seine Armee auf's Spiel gesetzt hätte. Er zog sich deshalb in großer Ordnung zurück, um durch diese scheinbare Flucht den Feind weiter von Sachsen zu entfernen und die Gelegenheit abzusehen, über ihn herzufallen und ihn zu vernichten. Die Franzosen zogen immer freisch hinter ihm her. Da kamen Boten über Boten an Napoleon mit der Nachricht, daß die Hauptarmee der Verbündeten aus Böhmen herausgebrochen sei und auf Dresden marschire. Napoleon besann sich nicht lange; er übergab sein schlesisches Heer, 70,000 Mann stark, dem Marschall Makedonald, einem erfahrenen Krieger, und eilte dann selbst nach Sachsen. Bald hatte Blücher Wind von Napoleons Entfernung, und suchte nun getrostes Muthes eine Schlacht. Aber

auch Makdonald, der das Blücher'sche Heer in vollem Rückzuge begriffen meinte, wollte das Eisen schmieden, weil's noch warm war. Nun ereignete sich ein merkwürdiger Zufall. Blücher meinte, die Franzosen dächten nicht an's Angreifen, und die Franzosen dachten, Blücher könne solches gar nicht einfallen. Am 26. Aug. machte sich Blücher auf, und wollte die Franzosen schlagen, und an dem nämlichen Tage, machten sich die Franzosen auf, um Blüchern den Sarauz zu machen. Jenseits der Ragbach trafen sich die beiden Heere. Als Blücher die Kunde von dem Anrücken der Franzosen erfuhr, verhielt er sich vorerst ganz ruhig, und ließ die Feinde ruhig über die Ragbach. „Nun habe ich genug Franzosen herüber!“ rief er endlich. „Nun Kinder, frisch vorwärts!“ Und mit lautem Hurrah antworteten ihm die mächtigen Haufen.

Damit ihr aber einen besseren Begriff von diesem Treffen bekommt, will ich euch vorher das Schlachtfeld etwas näher beschreiben. Denkt euch, lang hinter der Fronte fließt die Ragbach, welche sie eben überschritten haben. Gerade auf sie los, quer durch Blüchers Heer und quer durch das Heer der Franzosen läuft die wüthende Neiße, trennt also beide Heere in zwei Hälften, und fällt dann hinter der französischen Fronte in die Ragbach. Ihren Namen führte die Neiße, weil sie ein wildes Gebirgswasser ist. Auf ihrem rechten Ufer stand Blücher mit seinen sämmtlichen Preußen und den Russen, unter General Sacken; auf dem linken General Langeron mit dem russischen Hauptkorps. Während des ganzen Schlachtages goß der Regen in Strömen herab, und die wüthende Neiße machte bald ihrem Namen Ehre, so schwellen ihre Fluthen. Aber auch alle kleinen Gebirgsbäche schwellen zu reißenden Flüssen an. Die lehmigen Wege wurden bodenlos. Zuerst tönte von der linken Seite der Neiße Kanonendonner zu Blücher herüber, und er erfuhr, daß Langeron angegriffen sei. Der russische General, in der Meinung, Blücher würde die Schlacht nicht wagen, ließ einstweilen schon sein schweres Geschütz nach Jauer zurückziehen. Als er aber merkte, daß es Ernst wurde, hielten seine Russen tapfer Stand, und Blücher schickte drei preussische Bataillone nach Schlaupe, in welchem Dorfe eine Brücke über die Neiße führt, damit diese dem Feinde drüben in die Flanke fallen sollten. Bald aber hatte Blücher auch auf seiner Seite alle Hände voll zu thun. In hellen Haufen zogen die Franzosen aus der Thalschlucht der Neiße herauf.

Zwischen beiden Heeren lag eine wichtige Anhöhe, der Taubenberg, die das ganze Schlachtfeld beherrschte. Auf diesen hät-

ten die
wie der
einer zu
seglich
fische
nen dag
secht, u
mußten
sahen, n
lichsten
wehr hat
tirt werd
pen und
waren se
und muß
ging ja

Die
beste beß
nicht zog
Kolben
gut!“
zu. „W
Sattel fe
ner Hufe
stehende
terie auf
hatten si
Reiterei
Auflösun
Vor ihne
then der
sich fertig
Tausende
Drüben
gangen.
ten Kan
zur rechte
späten U
zurück od
An
viel eigen

ten die Franzosen für ihr Leben gern ihre Kanonen postirt. Aber wie der Wind kam ihnen General Sacken zuvor, und donnerte mit einer zwölfpfündigen Batterie von oben herunter. Blücher erkannte sogleich die Wichtigkeit dieses Punktes, und sandte noch drei preussische Batterien zu Hülfe, und als der Feind immer mehr Kanonen daggen aufstellte, zog Sacken seine ganze Artillerie in's Gefecht, und zuletzt dennerten 90 Kanonen von oben herab. Da mußten die Franzosen wohl Respekt kriegen. Als die Preussen sahen, wie trefflich die Kanonen aufräumten, gingen sie im frühlichsten Schlachtenmuth mit den Bajonetten vor. Die brave Landwehr hatte wegen der großen Eile der Ausrüstung nur schlecht montirt werden können. Das Tuch zu den Röcken war nicht gekrumpten und bei dem häufigen Regenwetter arg eingelaufen; die Schuhe waren schlecht und zerrissen; Viele ließen sie im Schlamm stecken und mußten barfuß weiter, aber das hinderte sie All's nicht. Es ging ja für des Vaterlandes Freiheit von fremdem Joch.

Die Flinten waren naß geworden und wollten nicht losgehen, desto besser traf das Bajonett seinen Mann, und wenn das noch nicht zog, so wurde die Flinte verkehrt genommen, und mit dem Kolben darauf geschlagen. „Hör, Vater Blücher, heute geht's gut!“ jauchzte die Landwehr ihrem Feldherren beim Vorübergehen zu. „Vorwärts, Kinder! vorwärts!“ antwortete er, setzte sich im Sattel fests, zog seinen Säbel, und nun ging's an der Spitze seiner Husaren und Ulanen mit lautem Hurrah auf die gegenüberstehende feindliche Kavallerie, indeß die Landwehr unter der Infanterie aufräumte. Die feindlichen Reiter wurden geworfen und eben hatten sie sich wieder nothdürftig gesammelt, da brach auch Sacken's Reiterei wie ein Sturm auf sie los. In voller Verwirrung und Auflösung rannte All's in wilder Flucht davon. Aber wohin? Vor ihnen sausten die Husarensäbel, hinter ihnen brausten die Fluthen der wilden Gebirgswasser, die alle Brücken und Stege mit sich fortgerissen. Die einbrechende Nacht vermehrte den Schrecken. Tausende von Flüchtigen kamen in den brausenden Fluthen um. Drüben bei Langeron war's unterdessen anfangs nicht so gut gegangen. Der russische General vermißte bitter seine zurückgeschickten Kanonen. Schon war er fast zum Weichen gebracht, da kam zur rechten Zeit die von Blücher abgesandte Hülfe, und noch am spätem Abend mußten auch hier die Franzosen über die Ragbach zurück oder hinein, wie's nun eben kam.

An diesem Tage konnte man gar noch nicht übersehen, wie viel eigentlich gewonnen und welche entscheidende Schlacht geschla-

gen war. Die folgenden Tage regnete es immer fort, und die vielen, die ganze Gegend durchschneidenden Wasser schwollen immer höher. Zwischen diesen Wassern gab's nun ein förmliches Treibjagen, so die rechte Kosakenlust. Eine Menge Waispriegler wurden noch eingefangen. General Langeron, der sich wohl ärgerte, daß es bei ihm am Schlachttage nicht so recht geflutscht hatte, sollte noch eine besondere Revange bekommen. Der französische General Butod war am Schlachttage kommandirt worden, Langeron's Flanke zu umgehen, und ihm in den Rücken zu fallen. Er hatte aber einen so weiten Umweg gemacht, daß er gar nicht zur Schlacht kommen konnte. Nun war er von den Franzosen abgeschnitten und suchte deshalb auf Umwegen zu entweichen. Aber bei Plagwitz am Beber packte ihn Langeron, und da er sich nicht ergeben wollte, wurde er im Sturm geschlagen. Was nicht niedergemacht wurde oder im Beber ertrank, wurde gefangen. Der General selber, 100 Offiziere, 4000 Gemeine, 16 Kanonen und alle Wagen fielen in Langeron's Hände.

Am 31. Aug. ging das ganze schlesische Heer über den Bober und nun ließ sich erst der Gewinn des 26. Aug. und der sämtlichen unzähligen, kleinen Gefechte der folgenden Tage, die zusammen die Schlacht an der Ragbach hießen, übersehen. Das ganze Heer erstaunte, als es erfuhr, es habe 105 Kanonen, 250 Pulverwägen, 2 Adler, 18,000 Gefangene und darunter 3 Generale, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmiede, seine Mehlschwagen erbeutet. Unser eigener Verlust betrug kaum 1000 Mann. Die Zahl der erschlagenen und ertrunkenen Franzosen soll bei 30,000 Mann betragen haben. Das war ein herrlicher Sieg! Da ließ Blücher am 1. Septbr. zu Löwenberg einen feierlichen Dankgottesdienst halten, Viktoria schießen und „Herr Gott dich loben wir“ singen. Auch eine Proklamation erließ er an seine Arme, in der hieß es zum Schluß: „Daß uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe wir den Sieg errangen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienst ihm danken. Dann aber frisch wieder auf den Feind los!“ Alle Mißstimmungen zwischen Preußen und Russen hatten jetzt ein Ende, und die russischen Generale fügten sich willig unter das Kommando unseres Blücher's; denn sie erkannten, daß seiner Umsicht, seiner Tapferkeit der Sieg zu verdanken sei. Es war Ein Geist, der fortan das ganze Heer besielt. Der König aber wußte seinen tapfern Feldherrn hoch zu ehren. Auf dem Schlachtfelde der Ragbach liegt die Probstei Wahlstadt und Blücher wurde später, zum ewigen

Andenken
Stadt etc

Abel

Da
1826 in
befand,
zehn Per
der Clem
Tage ih
nur Dr
unfähig
Souste
befand,

Am
bedeutend
wir viel
den schet
theit w
Anblicks
immer a
9 Uhr
gleicher
lichkeit
seine Se
glückliche
daß wir
die Hoffn
gung, d
gewiß,
unserer
mit groß
feres Sc
gut und
desto hen
De
weit vo

Andenken an den glorreichen Tag, zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Abenteuer und Leiden dreier Seeleute auf schwimmenden Eisschollen.

Das französische Schiff „Nathalie“, welches sich im Mai 1826 in der Nähe von Neu-Foundland auf dem Stockfischfange befand, litt am 29. des genannten Monats Schiffbruch. Sechzehn Personen flüchteten in das Boot, das aber auch eine Beute der Elemente wurde, andere erreichten Eisschollen, fristeten einige Tage ihr Leben, um dann den Tod in den Klutben zu finden; nur Drei, aus der Mannschaft von siebzig Personen, sollten nach unsäglichen Leiden ihr Vaterland wieder sehen. Der zweite Kapitain, Houiste, der mit dem Matrosen Potier sich auf einer Eisscholle befand, erzählt darüber folgendes:

Am Morgen war die Luft ganz hell und wir erblickten in bedeutender Entfernung vier Menschen; einen fünften aber sahen wir viel näher bei uns. Wir freuten uns darüber, denn die Leiden scheinen weniger drückend zu sein, wenn sie von Andern getheilt werden. Bald wurde die Luft trübe und beraubte uns des Anblicks unserer Unglücksgefährten; indeß blieben unsere Augen immer auf den Punkt geheftet, wo wir sie erblickt hatten. Gegen 9 Uhr Morgens wurde die Luft wieder hell und wir sahen unter gleicher Breite mit uns ein dreimastiges Fahrzeug. Mit Aengstlichkeit folgten unsere Blicke dem Schiffe. Es näherte sich, zog seine Segel ein und traf die nöthigen Anstalten, um die vier Unglücklichen zu retten, in deren Nähe es sich befand. Wir glaubten, daß wir ihr Glück theilen würden. Unser Herz zitterte vor Freude, die Hoffnung strahlte auf unserer Stirn. In der festen Ueberzeugung, daß man uns bemerke, betrachteten wir unsere Rettung als gewiß, und wir dankten schon Gott, daß er dieses Fahrzeug zu unserer Rettung gesandt habe. Wir hatten auf der Eisscholle mit großer Mühe ein Ruder aufgepflanzt, das wir am Tage unseres Schiffbruchs aufgegriffen hatten, steckten auf dasselbe meinen Hut und mein Halstuch und schwenkten es hin und her, um uns desto bemerklicher zu machen.

Der Unglückliche, welcher sich auf einer Eisscholle nicht weit von uns befand, gab mit einem Breite ähnliche Zeichen.

Aber ach, unsere Hoffnung wurde grausam getäuscht. Nach Verlauf einer halben Stunde zog das Fahrzeug alle Segel auf und entfernte sich von uns, nachdem es vergeblich gegen die Eisschollen angekämpft hatte, um die übrigen Opfer zu retten.*) Den ganzen Tag blieb das Schiff uns im Gesicht. Unsere Anstrengungen uns bemerklich zu machen und dem in unserer Nähe schwimmenden Gefährten uns zu nähern, blieben fruchtlos. Der Nebel und die Nacht traten ein. Das Fahrzeug, auf dem unsere Hoffnung zur Rettung beruhte, verschwand gänzlich, und Schmerz und Verzweiflung ergriffen unser Herz gewaltiger; wir versanken in ein düstres und schreckliches Schweigen, das endlich von meinem Gefährten durch folgende abgerissene aber deutlich mit rührender Stimme ausgesprochene Worte unterbrochen wurde: „Ach, Herr Houiste, keine Hoffnung! — Wir müssen vor Kälte und Hunger umkommen — ich, der ich bei dem Herrn, welchem ich seit mehreren Jahren diente, so glücklich war!“ Ich versuchte, seinen Muth ein wenig zu beleben und ihm einige Hoffnung einzuflöhen, die ich selbst nicht theilte. Wir brachten diese ganze Nacht und die folgende unter Regen und Glatteis zu, vor Kälte starrend und vom Hunger fürchterlich gepeinigt.

Am 1. Juni trieben ein Paar Fischerstiefeln nahe bei unserer Eisscholle vorbei. Wir versuchten, sie an uns zu ziehen, konnten sie aber mit unserm Ruder nicht erreichen, und ich stand daher im Begriff, mich in die See zu werfen, um sie durch Schwimmen zu erlangen. Aber ich wagte zuletzt doch nicht dies zu thun, da ich mich zu schwach fühlte und fürchten mußte, im Wasser so gleich zu erstarren und darin zurückzubleiben. Hierauf schnitt ich mit einem Messer kleine Theilchen von unserm Ruder, in der Absicht, sie zu essen; dies war mir aber nicht möglich.

Unaufhörlich ließen wir unsere begierigen Blicke umherschweifen, in der Hoffnung, irgend etwas in unserm Bereiche zu finden, was uns zur Nahrung dienen könnte. Den Tag über war der

*) Dieses Schiff war die „Luise“ von Grandville, unter dem Befehle von Girard-Dubos. Dieser brave Kapitain nahm mit größter Sorgfalt die vier Matrosen der Nathalie an Bord, die halb todt und deren Füße ganz erfroren waren; er machte alle Anstrengungen, um noch einige andere von den Schiffbrüchigen aufzufinden, aber vergeblich; der Nebel verhinderte ihn daran. Nachdem er einen Tag lang mitten unter den Eisschollen geirrt war, sah er sich genöthigt weiter zu segeln, aus Furcht, das Schicksal der Nathalie selbst zu theilen.

Hunger u
uns nicht

Un

Trümmer
mit dem

ter den E
nung von

nabe bei
Menschen

zu bestre
Einschnitt

mich der
zu gelang

sich da sa
voll Meer

und es g
lene Hü

Bei
denn seit

habt als
einen Sc

mir einig
Mei

verloren.
Er steckt

Tone mi
Ich ruder

auf mit
kommen

das Hü
aber verfi

hatten w
Bei

Fäßchen
uns, es

wasser bi
Aepfelwei

keit, welc
verschaffte

Ein
nung vo

Hunger unsere größte Plage: in der Nacht war es die Kälte, die uns nicht erlaubte, einen Augenblick Ruhe zu genießen.

Am diesem Tage zerstreute sich der Nebel und wir erblickten Trümmer unsers gescheiterten Schiffes und denselben Menschen, mit dem wir uns am 30. Mai zu vereinigen gesucht hatten. Unter den Schiffstrümmern unterschied ich deutlich, in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten, einen Hühnerkorb. Ganz nahe bei uns befand sich eine kleine Eischolle, die kaum einen Menschen zu tragen im Stande war. Ich wagte es, dieselbe zu besteigen, und machte mit dem Messer meines Gefährten einen Einschnitt, um unser Ruder anzubringen. Sodann bediente ich mich der Schelle wie eines Rahms, um zu den Schiffstrümmern zu gelangen. Ich untersuchte nun mehrere der kleinen Fässer, welche sich da fanden; sie waren aber alle durchlöchert oder entspundet und voll Meerwasser. Ich verfolgte meinen Weg nach dem Hühnerkorbe und es glückte mir, ihn zu erreichen. Er enthielt vier ertrunkene Hühner.

Bei diesem Anblick empfand ich eine unaussprechliche Freude; denn seit unserm Schiffbruche hatten wir keine andere Nahrung gehabt als kleine Stücke Eis. Ich aß, oder vielmehr ich verschlang einen Schmel von einem dieser Hühner. Diese Nahrung gab mir einige Kräfte und viel Muth.

Mein trauriger Gefährte hatte mich nicht aus den Augen verloren. Er sah, daß ich aß. Dies verdoppelte seinen Hunger. Er streckte seine Arme nach mir aus und rief in einem kläglichen Tone mir zu: „Ach, ich bitte Sie, geben Sie mir zu essen!“ Ich ruderte aus allen Kräften nach ihm hin, aber er hörte nicht auf mit halberstickter Stimme zu rufen: „Um Gottes Willen, kommen Sie schnell!“ Ich war bald bei ihm, und wir aßen nun das Huhn, ohne uns Zeit zu nehmen, es zu rupfen. Vergeltens aber versuchten wir, die Federn hinunter zu schlucken. Niemals hatten wir ein so köstliches Mahl genossen.

Bei fortgesetzten Untersuchungen fanden wir ein entspundenes Fäßchen Aepfelwein; nach unglaublichen Anstrengungen gelang es uns, es auf unsere Eischolle zu bringen. Es war zwar Meerwasser hineingedrungen, aber dieses hatte sich nicht ganz mit dem Aepfelwein vermischt. Als wir beinahe die Hälfte der Flüssigkeit, welche sich in dem Fäßchen befand, hatten herausfließen lassen, verschaffte der Rest uns ein erträgliches Getränk.

Eine halbe Stunde nachher erblickten wir in einer Entfernung von ungefähr einer halben Viertelmelle eine kleine Scha-

luppe. Wir freuten uns sehr, denn diese Schaluppe konnte ein Rettungsmittel für uns werden.

Wir stiegen auf eine andere Eisscholle und ließen das Fäßchen zurück, welches für uns von sehr geringem Werthe war, da wir unsern Durst durch Stückchen Eis stillen konnten; unsere drei Hühner waren uns aber zu nothwendig, als daß wir sie hätten mitzunehmen vergessen dürfen. Da ich die Eingeweide des von uns verzehrten Huhns nicht sah, so fragte ich meinen Gefährten, was er damit gemacht hätte. Er antwortete, daß er sie ins Meer geworfen habe. Dies brachte mich in Zorn. Ich tadelte ihn lebhaft dieses Fehlers oder vielmehr dieser Unachtsamkeit wegen. Es entfuhrn mir harte Worte, weil das Unglück mich erbittert hatte.

Um uns Nägel zu verschaffen, nahmen wir von jedem Fäßchen, das uns begegnete, die Reifen ab. Ich riß auch aus einem dieser Fässer zwei Dauben heraus, da ich denken konnte, daß die Schaluppe einen Deck haben würde, zu dessen Verstepfung wir die Dauben brauchen konnten. Wir erreichten endlich dieses kleine Fahrzeug. Es war mit Wasser angefüllt, das uns, als wir hineinstiegen, bis an den Gürtel reichte. Das Verdeck allein ragte aus dem Wasser hervor, und in diesem Zustande mußte die Schaluppe durch ein kleines Gewicht noch tiefer sinken. Ich richtete ihren Lauf nach dem Unglücklichen zu, den wir allein auf einer Eisscholle, ungefähr in einer Entfernung einer halben Meile, sahen.

Portier, mein Gefährte, verstand nicht, ein Fahrzeug mit einem einzigen am Hinterteile befestigten Ruder zu führen; daher mußte ich beständig rudern. Als dies mich sehr ermüdete, beschloß ich zu versuchen, ob ich die Schaluppe leichter beweglich machen könnte. Zu diesem Zwecke nahm ich ein Stückchen Tau, das ich in der Schaluppe fand, trennte es von einander und befestigte es an die Bank, um das Fahrzeug umzukehren, so daß der Kiel in die Höhe käme und der Deck sichtbar würde. Trotz unerhörter Anstrengungen konnten wir aber unsern Zweck nicht erreichen. Wir setzten uns daher wieder in die Schaluppe und ich fuhr fort, dieselbe zu lenken.

Ein durchlöcherter Fäßchen mit Butter schwamm ganz nahe an uns vorüber. Dies war ein Gegenstand von unschätzbarem Werthe für unsere Nahrung und zur Verstepfung des Deckes.

Ich ermahnte meinen Gefährten, das Fäßchen fest zu halten. Er that es, sagte mir aber bald, daß er es nicht länger könne, da er Mühe habe, sich selbst zu halten. Auf meine Bitte nahm er ein Stück von dieser Butter und ließ das Fäßchen los, das

uns so
erhalten
dig auf
auf, n
war für
Kopfb.
M
erreichte
gelangen
war h
darreich
Glück.
er nich
wie wir
übernat
wir un
versicher
stett r
war die
als ein
ganz un
vor fr
mehr fr
ten. C
uns ein
S
kleinen
bei ih
anhalte
nicht e
uns er
alle dr
luppe
higer
zeug
Diese
für un
her B
ergriff
glücks,
diese

uns so nützlich würde gewesen sein, wenn wir es länger hätten erhalten können. Bald darauf sichtig Portier, welcher sich beständig auf dem Vordertheile der Schaluppe aufhielt, eine Mütze auf, welche ich als die unsers ersten Kapitäns erkannte. Dies war für Portier ein sehr glücklicher Fund, da er bis jetzt keine Kopfbedeckung gehabt hatte.

Nach einer ununterbrochenen Arbeit von anderthalb Stunden erreichten wir endlich die Eisscholle des Unglücklichen, zu dem wir gelangen wollten. Es war der Matrose Foret. Sein Zustand war höchst bedauernswürdig. Ein Stück Huhn, welches ich ihm darreichte, gab ihm wieder einige Kraft. Diese Nahrung und das Glück, mit uns vereint zu sein, ermunterte ihn ein wenig. Da er nicht sahe, worauf wir uns befanden, so hatte er nicht gewußt, wie wir hatten zu ihm kommen können, und wir waren ihm als übernatürliche Wesen erschienen. Als er nun aber bemerkte, daß wir uns in der Schaluppe der Nathalie befänden, und als ich ihm versicherte, daß wir mit seiner Hilfe dieses Fahrzeug sicher würden flott machen können, so war seine Freude unbeschreiblich. Indes war diese Arbeit für unsere erschöpften Kräfte sehr schwierig. Mehr als eine halbe Stunde hindurch waren wir, ich und Portier, ganz unfähig, uns zu bewegen. Unsere Füße und Schenkel waren vor Frost und Anstrengung ganz erstarrt, so daß wir sie gar nicht mehr fühlten. Wir hatten große Mühe, uns aufrecht zu erhalten. Endlich gelang es uns, wieder zu gehen und nach und nach uns ein wenig zu erwärmen.

Foret hatte auf seiner Scholle mehrere Hemden und einen kleinen Kessel. Er erzählte uns, daß am 30. Mai ein Koffer bei ihm vorbei geschwommen sei, den er glücklicher Weise hätte anhalten können, das gerade sehr unruhige Meer hätte ihm aber nicht erlaubt, denselben völlig zu iceren. Die Kälte, welche uns erstarren machte, verminderte sich ein wenig. Indem wir alle drei unsere Kräfte vereinigten, gelang es uns, die Schaluppe in die Höhe zu ziehen. Das Wasser, das ein wenig ruhiger geworden war, erlaubte uns, auf dem Boden des Fahrzeugs eine Fackel und einen Zimmermanns-Hammer zu erblicken. Diese Entdeckung verursachte uns große Freude, denn Beides war für uns von großem Werthe. Es ist kaum glaublich, mit welcher Begierde man in einer großen Gefahr die geringsten Mittel ergreift, von welchen man glaubt, daß sie zur Erleichterung des Unglücks, gegen welches man kämpft, beitragen können. Ich legte diese kostbaren Gegenstände auf die Eisscholle und wir versuchten,

die Schaluppe umzukehren, so daß der Kiel in die Höhe käme. Diese Unternehmung erforderte die größten Anstrengungen, gelang uns aber zuletzt. Ich stieg auf die Schaluppe und nahm das Maaf des Lecks, und nachdem ich es auf eine der mitgenommenen Faßdauben abgesteckt hatte, trug ich Foret, dessen Hände weniger erstarrt waren, auf, sie mit seinem Messer abzuschneiden. Während Foret dies that, knetete Portier die Butter, und ich zog mit einem kleinen Hammer aus einem der von Foret geretteten Bretter einen etwa 3 Zoll langen Nagel heraus.

Nachdem alles so sorgfältig als nur möglich zu dem Werke, auf dem unsere Rettung beruhete, vorbereitet war, vernagelte ich das Leck, und damit das Wasser weniger eindringen könne, wendete ich einen Aermel der Jacke an, um die Lücken vollends zu verstopfen; mit der Butter wurde sodann der Leck rund herum verschmiert. Hierauf lehrten wir die Schaluppe wieder um. Zwar drang noch Wasser ein, aber unser kleiner Kessel diente uns dazu, es auszuschöpfen.

Als die Schaluppe wieder flott war, erblickten wir in weiter Entfernung Land. Es waren zwei kleine Inseln in der Gegend von Neu-Freundland. Bei diesem Anblick sahen wir uns schon gerettet und die Freude lehrte mit der Hoffnung in unsere Herzen zurück, ungeachtet Hunger und Kälte uns sehr hart zusetzten. Wir setzten unsern Lauf nach dem Lande bis zum Morgen fort, und schon waren wir nur noch vier Meilen von demselben entfernt, als wir uns gegen 10 Uhr Morgens ringsum von Eischollen eingeschlossen fanden. Vier Tage brachten wir in dieser schrecklichen Lage zu. Wir aßen während dieser Zeit mit äußerster Genügsamkeit. Die Hälfte eines Huhns, in drei Stücke getheilt, war unsere ganze tägliche Nahrung; den Rest verbargen wir sorgfältig in der Schaluppe, aus Furcht, der Versuchung, ihn anzurühren, nicht widerstehen zu können.

Am 6. Juni erblickten die Unglücklichen in einer Entfernung von zwei Meilen gegen 30 Schiffe, allein es fehlte ihnen an Mitteln sich bemerklich zu machen, wodurch ihre traurige Lage fast zur Verzweiflung gesteigert wurde. Endlich entschlossen sie sich, alles anzuwenden, um das Land zu erreichen, und sie waren so glücklich, am 13. Juni, Abends 5 Uhr auf ihrem zerbrechlichen Fahrzeuge zu landen. Sie stillten ihren Heißhunger mit Muscheln und sanken dann entkräftet an das Ufer hin, um sich dem Schläfe hinzugeben. Ihr Erwachen war schrecklich, denn der unglückliche Foret hatte das Gesicht verloren, und die beiden andern waren so

entkräftet
Tod vor
lassen

Ch

Namen

diese Ne

und der

mal die

waren se

17. Zu

wir stit

ret erbi

Er

wohin si

englische

brachte e

ten, di

mir zu

eines K

hören,

setzen,

würde

Trunken

Unsere

jezt von

Er

Freude

Dankgel

und m

für uns

Je

Da wir

ter Mi

Netter

luppe

guten C

im höch

nackt,

kaum n

Grabe

Schiffe

entkräftet, daß sie zum Sehen unfähig waren. Sie sahen ihren Tod vor Augen und ergaben sich in das Unvermeidliche. Doch lassen wir den Kapitain Houiste weiter erzählen:

Ob wir den letzten Hauch ausathmeten, veruchte ich, unsere Namen auf einen Stein zu schreiben, in der Hoffnung, daß auf diese Art unsere Familien vielleicht noch Nachricht von dem Orte und der Zeit unseres Todes erhalten könnten. Aber nicht einmal diesen traurigen Trost sollten wir haben. Meine Hände waren so gelähmt, daß ich das Messer nicht festhalten konnte. Der 17. Juni war endlich ein Glückstag. Das Wetter war schön, wir fühlten zum ersten Mal eine wohlthätige Wärme und Feuer erhielt das Gesicht wieder.

Er war der Erste, welcher gegen 4 Uhr Abends in der Bai, wohin seit dem Morgen un're Bickte beständig gerichtet waren, ein englisches Schiff erblickte, welches an der Küste hinsuhr. Ich brachte es dahin, mich aufzurichten, und veranlaßte meine Gefährten, die sich nicht mehr erheben konnten, aus allen Kräften mit mir zu schreien. Unser Schreien kam aber kaum der Stimme eines Kindes gleich. Die Engländer konnten uns deshalb nicht hören, aber sie bemerkten uns. Wir sahen die Schaluppe aussetzen, hemannnen und nach uns ihren Lauf nehmen. Vergeblich würde ich versuchen, unsere Freude zu schildern; sie war eine Trunkenheit, ein Entzücken, ein Wahnsinn über alle Vorstellung. Unsere so lange von Schmerz zusammengepreßte Brust war es jetzt vom Glück.

Endlich entriß ein Strom von Thränen uns der Gefahr, vor Freude zu ersticken, und wir fanden nun auch Worte, ein heißes Dankgebet zu Gott empor zu senden, der nach langem Harren und mehrmals getäuschter Hoffnung die Stunde der Erlösung für uns schlagen ließ.

Je näher unsere Retter kamen, desto kräftiger ruderten sie. Da wir völlig unbeholfen waren, so konnten wir nur mit größter Mühe uns nach dem Meere hinschleppen. Sobald unsere Retter gelandet waren, sprangen drei von ihnen aus der Schaluppe und trugen uns in ihren Armen in das Fahrzeug. Diese guten Engländer weinten wie Kinder; unser Zustand war aber auch im höchsten Grade bemitleidenswerth. Bedeckt mit Wunden, halb nackt, abgemagert, mit hohlen, fast erloschenen Augen, sahen wir kaum noch Menschen ähnlich, man hätte uns eher für aus dem Grabe herausgeholtte Leichname halten können. Alle an Bord des Schiffes befindlichen Engländer bezeugten uns die lebhafteste Theil-

nahme. Besonders zeichnete sich die Frau des Kapitäns durch die zarteste, liebevollste Sorgfalt aus, mit der sie uns pflegte und allen unsern Bedürfnissen zuvorkommen suchte.

Soweit die Erzählung des Kapitäns Houiste. Das englische Schiff brachte die Schiffbrüchigen in den am nächst gelegenen Hafen von Fourché. Hier befand sich ein väterländisches Schiff, wo sie zwar aufgenommen, aber mit so empörender Gefühllosigkeit behandelt wurden, daß der englische Kapitain genöthigt war, sie wieder in sein Schiff zu nehmen.

Am 19. Juni reiste man von Fourché ab, und bald begegnete man einer französischen Brigg, auf welcher die drei Unglücklichen die wohlwollendste Aufnahme fanden. Ohne irgend ein weiteres Unglück gelang'en sie in kurzer Zeit zu ihren Familien. Foret und Potier, welche am meisten gelitten und die Füße erfroren hatten, konnten sich nur sehr langsam wieder erholen. Sie betrachteten und liebten den Kapitain Houiste als ihren Ret'er, und dies mit Recht, denn ohne die Einsicht und Willenskraft dieses unerschrockenen Seemannes, ohne die Eintracht, welche durch diese Ueberlegenheit unter ihnen erhalten wurde, würden sie niemals den Gefahren, von denen sie während so vieler Tage umringt waren, entgangen, sondern unter den Eisschellen von Neu-Grundland begraben worden sein.

Der Wehrstand.

Um den Staat gegen feindliche Angriffe von außen zu sichern und zu vertheidigen, ist eine Kriegsmacht nöthig. So nennt man die Gesamtheit aller zur Vertheidigung des Staates verpflichteten Männer. In den ältesten Zeiten war jeder weiffensfähige Staatsbürger für eine gewisse Zeit zum Kriegsdienste verpflichtet, in Athen z. B. vom 20. bis 40., in Rom vom 18. bis 41. Jahre. Auch bei den alten Deutschen war jeder freie, wehrhafte Mann verpflichtet, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, und die ganze Zahl dieser Bewaffneten hieß Heerbann. Als aber später, in den Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts, nachdem die deutschen Völker in den von ihnen eroberten Ländern feste Sitze eingenommen hatten, sich der Lebensadel ausgebildete, löste allmählig der Heerbann sich auf, und an seine Stelle trat der Lebensdienst, d. h. das Aufgebot der adeligen Lebensleute oder Vas-

fallen,
indef.
Krieg
welche
Söldn
deutsch
und L
den S
ten.
an, f
Waffen
wärtig
Staats
und m
stimmt
Z
Völker
nach i
Die J
Diese
Hlinter
Zeit a
Stehin
eindrin
versta
hen o
Jäger
gewehr
auf ei
haupts
Z
welche
Pistole
Lichte
fiere,
zer ver
bedeckt
wurde.
die U
Z
schützes

fallen, welche alsdann mit ihren Knechten und Knappen erschienen, indeß die Bürger und Bauern zu Hause blieben. Außer diesen Kriegskenten gab es aber, wie schon im Alterthum, noch andere, welche jedem Fürsten, der sie gut bezahlte, dienten. Sie hießen Söldner, Mietstruppen. Als solche zeichneten sich besonders die deutschen Lanzknechte aus, welche mit großen Schwertern, Lanzen und Musketen bewaffnet waren, und auch die Schweizer, die neben den Schießgewehren sich auch einer Hellebarde und Streitart bedienen. Erst nach Einführung der Schießgewehre fingen die Fürsten an, stehende Truppen zu halten, welche auch im Frieden unter den Waffen blieben und besoldet wurden. Aus solchen bestehen gegenwärtig fast alle europäischen Kriegsheere. Sie werden in vielen Staaten durch's Loos aus der Mitte der Landesbewohner gewählt, und müssen, nachdem sie zur Fahne geschworen haben, eine bestimmte Zahl Jahre dienen.

Die Kriegsheere der europäischen und anderer civilisirten Völker bestehen aus drei verschiedenen Truppengattungen, welche nach ihrer Bestimmung: Infanterie, Kavallerie und Artillerie heißen. Die Infanterie begreift die zu Fuß dienenden Truppen in sich. Diese sind heut zu Tage mit Flinten und Säbeln bewaffnet. Die Flinte war ursprünglich bloß Schießwaffe; durch das in neuerer Zeit an ihrem obren Ende befestigte Bajonett aber ist sie zugleich Stechwaffe geworden, mittels welcher der Fußgänger den auf ihn eindringenden Reiter abhalten kann. Unter der leichten Infanterie versteht man diejenigen Truppen, welche selten in geordneten Reihen oder Schlachtlinien fechten; unter andern gehören hieher die Jäger und Scharfschützen, die mit Kugelbüchsen (einem Schießgewehr, das kleiner ist als die Flinte) bewaffnet, und im Schießen auf ein bestimmtes Ziel besonders gut geübt sind. Sie leisten hauptsächlich im Gebirgskrieg gute Dienste.

Die Kavallerie oder Reiterei besteht aus solchen Truppen, welche zu Pferde dienen. Ihre Waffen sind: Degen, Lanzen, Pistolen, Flinten (Karabiner). Man unterscheidet schwere und leichte Reiterei. Zur ersten gehören die Dragoner und die Kürassiere, so genannt wegen ihrer Rüstung, dem Kürasch, einem Panzer von Eisenblech, der die Brust und zuweilen auch den Rücken bedeckt, und von dem Schwedenkönige Gustav Adolph eingeführt wurde. Zur leichten Reiterei rechnet man die Jäger zu Pferde, die Ulanen (Panzenreiter), die Husaren u. a.

Die Artillerie besteht aus den zur Bedienung des großen Geschützes bestimmten Kriegern, und ist getheilt in die reitende, die

sufgehende Artillerie und die Bombardiere. Unter dem groben Geschütz versteht man hauptsächlich Kanonen, Mörser und Haubizen. Die Kanonen sind Röhren von verschiedener Dicke und Länge, welche aus dem sogenannten Kanonengut, einer Mischung von Kupfer, Zinn und Messing, oder auch bloß aus Eisen verfertigt werden. Der innere Raum der Kanone heißt die Seele, deren hinterster Theil, die Kammer, mit Pulver angefüllt wird. Man ladet die Kanone mit eisernen Kugeln oder Kartätschen; letztere sind Büchsen von Blech, Holz, Pappdeckel *ic.*, die mit kleinen Kugeln und Stücken Eisen angefüllt sind, und beim Zerplagen rings um sich her großen Schaden anrichten. Zum Losbrennen dient der Luntenstab, ein etwa 3 Fuß langer Stab, an welchem eben ein glimmender Strick befestigt ist, der auf das Zündloch gehalten, das Pulver entzündet. Jedemal nach dem Abfeuern einer Kanone wird sie mittels des Wischkolbens gereinigt, um sofort aufs Neue geladen zu werden. Man theilt die Kanonen ein in 3, 4, 6, 8, 12, 24, 48 Pfänder, je nachdem sie Kugeln von 3, 4, 6 *ic.* Pfund schießen. Die 24 und 48 Pfänder werden bloß bei Belagerungen gebraucht. Die Kugel eines 24 Pfänders fliegt bei gehöriger Ladung 12 bis 15,000 Fuß weit. Die 6 und 12 Pfänder, welche am häufigsten als Feldgeschütz angewendet werden, sind gewöhnlich zu Batterien von 8 bis 12 Stücken vereinigt.

Die Mörser der Artillerie haben ihren Namen von der Ähnlichkeit, welche sie mit den Mörsern der Chemiker, Apotheker *ic.* haben. Sie sind kurz und werden schräg in die Höhe gerichtet, um Bomben daraus zu werfen. Dies sind hohle, eiserne, mit Pulver angefüllte Kugeln; sie sind mit einer hölzernen Röhre, der Brandröhre versehen, die beim Losbrennen entzündet wird und macht, daß die Bombe zerspringt. Man wendet die Mörser bloß bei Belagerungen an, um damit Bomben in die Festungen zu werfen, um diese zu zerstören. Bei der Belagerung von Antwerpen im Jahre 1832 bedienten sich die Franzosen eines Mörfers, aus welchem Bomben von 500 Pfund geworfen werden konnten.

Die Haubizen stehen in der Mitte zwischen den Kanonen und Mörsern; ihr Lauf ist weit kürzer als der der Kanonen. Man schießt Kugeln, Bomben, Kartätschen und Granaten aus ihnen. Die Granaten sind hohle, mit Pulver gefüllte und mit Brandröhren versehene Kugeln, wie die Bomben, nur kleiner als diese.

Kanonen, Haubizen und Mörser sind aber nicht die einzigen fürchtbaren Werkzeuge der Artillerie; der menschliche Scharfsinn

war in
Mittel-
ihrer A-
congreg-
gefüllte
anrichte
zeugen
ding d
größerer
und mi
geführt
wehre a
immer
mehr zu
wie frü
oft in
In den
römische
Sextia
Teutone
Mensch
ordnung
Schlacht
führt,
lich war
römische
nen und
300,000
Di
die Schl
Niesen
bei den
und so
den konn
Spitze;
besondere
wurde;
Kolben,
Morgenst
waltige
sondere S

war in allen wie in neuen Zeiten thätig, immer neue und bessere Mittel zur Vertilgung seiner Brüder im Kriege und zur Zerstörung ihrer Wohnungen zu erfinden. Die Brands- und Dampfkugeln, die congruvischen Raketen, die Kartätschgranaten (mit Flintenkugeln angefüllte Hohlkugeln, die beim Zerplatzen furchtbare Verheerungen anrichten), die Petarden (Thorsprenger) und viele andere Geschütze zeugen davon. Doch ist als gewiß anzunehmen, daß seit Erfindung des Schießpulvers (um's Jahr 1330 nach Christo) und der größeren und kleineren Feurgewehre, die Kriege nicht mehr so blutig und mit solcher Erbitterung der einzelnen Krieger gegen einander geführt werden, wie in den älteren Zeiten. Da nämlich diese Geschütze aus der Ferne tödten (wenn sie treffen, was durchaus nicht immer der Fall ist), so kommt es in den jetzigen Kriegen selten mehr zu einem solchen Handgemenge und eigentlichem Mordgewühle wie früher, als man nur Hieb- und Stoßwaffen hatte, und wo oft in einer einzigen Schlacht ganze Völkerschaften vertilgt wurden. In den Jahren 101 und 102 vor Christi Geburt zernichtete der römische Consul Marius in den fürchterlichen Schlachten bei Aquä Sextia (Aix) und bei Bercellä (Verona) die beiden Nationen der Teutonen und Cimbern, jene aus 200,000, diese aus 150,000 Menschen bestehend. Vergebens schlossen die Teutonen ihre Schlachordnung durch Ketten zusammen, vergebens donnerte ihr entsetzliches Schlachtgeschrei. Der Römer Schwert, mit flammendem Zorn geführt, wüthete in ihren ungeschlachten Gliedern. Eben so schrecklich war die Schlacht bei Chalons an der Marne, in welcher der römische Feldherr Aetius mit Hülfe der Westgothen, Franken, Alanen und Sachsen den Hunnenkönig Attila schlug und in welcher 300,000 Mann auf dem Plage geblieben sein sollen.

Die ältesten Kampfmaschinen waren ohne Zweifel die Keule und die Schleuder. Mit letzterer erlegte der Hirtenknabe David den Riesen Goliath. Später kamen in Gebrauch: das Schwert, das bei den Römern kurz, bei den deutschen Rittern aber lang, breit und so schwer war, daß es oft nur mit zwei Händen geführt werden konnte; die Lanze, Speer oder Spieß, aus Holz mit eiserner Spitze; der Wurfspeer kürzer als die Lanze; die Armbrust, welche besonders von den deutschen Völkern geschickt gehandhabt wurde; Bogen und Pfeile zc. Die Ritter trugen auch noch Streitkolben, die, wenn sie vorne mit eisernen Spizen besetzt waren, Morgensterne hießen, ferner Streitärte und Dolche. Gegen so gewaltige Waffen waren Kopf und Leib der Krieger durch eine besondere Kleidung geschützt. Das ganze Haupt umschloß ein ehe-

ner, mit Leder oder Filz ausgefütterter Helm, der entweder ein Gitter vor dem Gesicht hatte, welches sich auf- und abschieben ließ, oder an dieser Stelle mit kleinen Löchern versehen war, durch welche der Ritter hindurchblicken konnte. Als Schmuck dieses Helms diente ein hoher Federbusch. Die Brust ward durch einen Panzer aus Metallplatten oder Ketten geschützt; bei den Rittern war es ein Harnisch aus Eisen oder Horn. Füße und Arme waren in Leder gehüllt, und, wie auch die ledernen Handschuhe, auf der Vorderseite mit Eisenblech belegt. Der Schild, welchen der Ritter am linken Arm trug, um sich gegen Hieb und Stich zu sichern, bestand anfangs nur aus einem Geflecht von Zweigen, später aus Holz mit Leder überzogen oder mit Erz belegt. Auch der Leib des Streittrosses war durch einen Panzer geschützt.

Des armen Knaben heiliger Christ.

Es war ein armer deutscher Knab',
 Vater und Mutter lagen in Grab',
 Der Knabe zog aus der Heimath fort,
 Durch manches Land und manchen Ort,
 Bis er zuletzt nach Welschland gekommen,
 Wo deutsche Worte nicht mehr fremden.

Der Knabe lernte das Welsche sprechen,
 Den Wein welsch trinken, das Brod welsch brechen,
 Doch immer sehnt' er mit frommem Sinn
 Sich in die liebe Heimath hin.

Da kam die heilige Weihnachtszeit,
 Wo der Christbaum prangt in Herrlichkeit.
 In Welschland prangt der Christbaum nicht,
 Da zünden sie an kein Weihnachtslicht,
 Den schönen grünen Tannenbaum,
 Sie kennen ihn nach dem Namen kaum.

Der arme Knabe weinte sehr:
 „Nun hab' ich keinen Christbaum mehr,
 Nun zündet mein liebes Mütterlein;
 Mir nicht mehr an Wachslichterlein, —

Nun bin ich allein im fremden Land,
 Nun ess' ich mein Brod aus fremder Hand —
 Ach, lieber Herr, laß es geschehen,
 Laß' mich im Traum einen Christbaum sehn.“

Der arme Knabe schlief traurig ein,
 Da kam ein Engel im lichten Schein,
 Der nahm ihn liebevoll an die Hand,
 Und führt' ihn in sein Heimathsland.
 Da sah er, wie er noch keinen geseh'n,
 Einen schönen großen Christbaum steh'n.
 An dem war Alles, was ihr wißt,
 Was nur an einem Christbaum ist.

Der arme Knabe war schwächtern froh,
 Sah auf zum Baum und freute sich so,
 Der Engel lud ihn freundlich ein:
 „Nimm, liebes Kind, ist Alles dein,
 Dieweil der liebe heil'ge Christ
 Der Freund der armen Kinder ist.“

Der Knabe war schon auf das Nehmen bedacht,
 Da klangen die Glocken zur Mitternacht;
 Da wacht' er auf und sah keinen Baum,
 Denn Baum und Engel war Alles Traum.

Da dachte das arme kluge Kind:
 „Die Träume vom lieben Gotte sind,
 Und dieser mein schöner Heimathstraum
 Vom grünen, goldigen Tannenbaum,
 Der soll zum armen Knaben sagen:
 Du sollst nicht bangen und nicht zagen,
 Dich führt im fremden, traurigen Land
 Der liebe Gott an seiner Hand,
 Dich führt er einst in den Himmel ein,
 Und da wird ewige Christnacht sein.“

Der arme Knabe war groß und geschickt,
 Und was er begann, das ist ihm geglückt,
 Und nie vergessen hat er den Traum
 Vom Engel und vom Weihnachtsbaum.

Ida von Düringöfeld.

Der Hottentott.

Zur Zeit der Messe in G. wurde daselbst vor mehreren Jahren in einer Menagerie unter andern auch ein sogenannter Wilder gezeigt. Tausende stürmten hin denselben zu sehen. Eine Reihe wilder Thiere nahm zuerst die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch: da wurde ein großer Königstiger, ein Löwe, ein Leopard, einige Hyänen u. s. w. gezeigt. Endlich erschien, nachdem eine Gardine weggezogen worden, der Wilde, ein stämmiger, kräftiger, schwarzer Barsche mit wolligem Haar und blendend weißen Zähnen, fast nackend und schwarz mit wilder Geberde und einer schweren Keule. Dann warf man ihm lebendige Tauben oder Hühner hin, die er begierig zerriß und deren Blut er trank. Es war ein bedauernswürdiger Anblick. „War denn der Mensch wirklich so wild?“ — Ach nein, lieber Leser; aber sein Herr gab ihm vorher Branntwein, damit er wild wurde, und wenn er sich dann nicht recht wußt und ungehehrig stellte, so bekam der arme Schwarze die fürchterlichsten Schläge. Der menschenfreundliche Graf v. d. R. hörte von diesem unglücklichen Menschen, und vereinigte sich mit mehreren christlich gesinnten Freunden dahin, den armen Schwarzen loszukaufen. Sie führten diesen edlen Endschluß auch aus und Jean, so hieß der Neger, wurde nun anständig gekleidet und in eine christliche Anstalt gebracht, wo er unterrichtet werden sollte. Hier wurde ich sein erster Lehrer, und wir fingen mit den Buchstaben an. Das hätten ihr sehen sollen, wie der kleine Schulmeister, ich war damals 16 Jahre alt, neben dem Schwarzen saß und ihm die Laute vormachte, und wie dann der gute Jean sich alle Mühe gab, es richtig nachzumachen. Wenn's wehl mal nicht recht gehen wollte, und ich etwas unwillig schien, so schmeichelte er: „Nicht böß sein, Buschmann dumm, arg dumm, armer Buschmann!“ Aber unser Jean machte uns viele Freude und ehe ein halbes Jahr herum war, konnte er lesen. Auch besuchte er die Religionsstunde und war stets sehr aufmerksam. Dem Prediger machte er durch seine seltsamen Einfälle bisweilen viel zu schaffen. So fragte er eines Tages: „Ist liebe Gott stärker, oder ist Teufel stärker?“ — „Gewiß ist der liebe Gott stärker, denn er ist allmächtig!“ gab ihm der Prediger zur Antwort. Da glänzte sein Auge und er rief: „Wenn ich liebe Gott, schlug ich Teufel todt, mausetodt.“ Da er auch ein Handwerk lernen sollte, so erwählte er das Schuhmacherhandwerk, in dem er sehr gute und schnelle Fortschritte machte.

Einer d
anderer
versehen
mann,
Feind s
und gef
S

Körper
sich den
konnte e
tigiten
pen. I
war ein
da wink
er diesel
und gab
zeichen
erhielt
machte
er in ei
Herz au
Wohnun

De

In

Niehl
gewesen,
seine Ne
Haupt-
gelisch
eine evar
benachbar
Seine W
Urlaub.
sich in
recht Zeit
Grün ih
ganze Na

Einer der Gesellen hatte ihn eines Tages hart beleidigt und ein anderer reizte unsern Jean, dem ersteren aufzupassen und Eins zu versehen. Was antwortete ihm aber Jean? „Ich armer Buschmann, du sein willst ein Christ. Christ soll nicht sein böß, soll Feind lieb haben.“ Und so war der Schwarze wirklich; friedlich und gefällig gegen Jeden.

Seine frühere wüste und wilde Lebensart hatte aber seinen Körper sehr geschwächt, und der Wechsel war zu schnell; weshalb sich denn auch bald ein kränklicher Zustand einstellte. Endlich konnte er das Bett nicht mehr verlassen, und obgleich er die heftigsten Schmerzen litt, so kam doch kein Klage laut über seine Lippen. Da er immer schwächer wurde, so bat er um die Taufe. Es war ein stiller, feierlicher Abend. Ich saß neben seinem Bette, da winkte er mir und bat mich, ihm eine Scheere zu geben. Als er dieselbe erhalten hatte, schnitt er eine seiner schwarzen Locken ab und gab sie mir. Ich verstand ihn, es sollte ein Erinnerungszeichen an meinen lieben, dankbaren Schüler sein. In der Taufe erhielt er den Namen Gottlieb, und die feierliche Handlung machte den sichtbarsten Eindruck auf sein Gemüth. Nun versank er in ein stilles Beten. Einige Stunden später hatte sein gutes Herz aufgehört zu schlagen; er war heim gegangen in die ewigen Wohnungen des Friedens.

Der alte General Horn und sein Kriegskamerad.

In den zwanziger Jahren stand der ehemalige Unteroffizier Niehl bei Telgte als Grenzaufseher. Wie er ein guter Soldat gewesen, so war er nun ein wackerer Beamte. Nichts vermochte seine Redlichkeit zu bestechen, so oft ihm auch unter der Hand von Haupt-Schmugglern dazu Gelegenheit geboten wurde. Da er evangelisch war und weder in Telgte, noch der nächsten Nachbarschaft eine evangelische Kirche ist, so beschloß er um Pünkten in einem benachbarten Orte von Hannover zum heiligen Abendmahl zu gehen. Seine Vorgesetzten bewilligten ihm sehr gerne den dafür erbetenen Urlaub. Das Pünktstief erscheint und unser wackerer Niehl macht sich in aller Frühe schon auf den Weg. Da hatte er denn nun recht Zeit in den stillen Morgenstunden, wo die Vögel im frischen Grün ihr Loblied zum Preise des Schöpfers anstimmten und die ganze Natur, wie eine junge Braut, in ihrem Schmucke prangte,

nachzudenken über sich selbst und wie er würdig zum Tische des Herrn gehen möge. Das hat er denn auch redlich gethan, wie der liebe Leser bald erfahren wird. Mit recht frommen Pfingstgedanken überschreitet er eben die Grenze, als er eines Schmugglers anständig wird, der einen Sack Salz auf verbotenem Wege einzuschmuggeln sucht. Unser Niehl hielt ihn sofort an; der Mann aber bittet ihn fast zufällig, ihn doch heute nicht unglücklich zu machen, denn die größte Noth hätte ihn dazu gezwungen. Weib und Kinder säßen daheim und hätten am Festtag nicht einmal Brod. Da gingen dem braven Beamten allerlei Gedanken durch den Kopf: „Du willst zum Tische des Herrn gehen und wirst jedenfalls zu spät kommen, wenn du den Schmuggler ablieferst. Der Arme, er hat ja, wie er sagt nicht einmal Brod. Du bist ja auch beurlaubt, eigentlich nicht im Amt. Laß den armen Schelm laufen.“ Und richtig, sein weichgesinntes Herz geht mit seinem Pflichtgefühl durch, er läßt den Schmuggler mit einer ernstern Mahnung über die Grenze und pilgert getrost dem Gotteshause zu. Und doch ging's anders, als er es sich gedacht. Der, dem er nachsichtig gewesen war, wurde sein Verräther. Der nichtswürdige Schmuggler eilte, sobald das Geld in seiner Tasche war, in ein Birthehaus und rühmte sich hinter dem Branntweinglase, wie er den Aufseher Niehl heute in aller Frühe schön angeführt habe. Dieses Gerede sprach sich weiter und kam endlich auch zu Ohren des Vorgesetzten. Niehl wurde vorgeladen und vernommen. Der brave Mann läugnete nicht, sondern erzählte ganz treu und wahr die Begebenheit, und unterschrieb das darüber aufgenommene Protokoll. —

Einige Zeit später erhielten die übrigen Aufseher den Befehl, sich Uniform anmessen zu lassen; nur unserm Niehl wurde nichts gesagt. Dem armen Manne, der eine zahlreiche Familie hatte, entfiel bald das Herz; denn er dachte an die Möglichkeit, daß man ihn verabschieden würde. „Guter Rath kömmt über Nacht!“ pflegt das Sprüchwort zu sagen, und so gings auch den gängstesten Aufseher. Als er so schlummerlos da lag, fiel ihm sein alter General, der wackre General Horn ein, und alle Sorgen waren verschwunden. Kaum war der Tag angebrochen, so macht er sich auf den Weg zu seinem Vorgesetzten, um sich auf einige Tage Urlaub auszubitten. Als er denselben erhalten, macht er sich flugs auf den Weg nach Münster. Wo wohnt der General Horn? Da, da kann jedes Kind Bescheid geben, und ein rüstiger Knabe weist unsern Niehl zurecht. Er klingelt und es erschien ein Diener,

der um
General
ter Kri
„Komm
wenn E
ward je
fer tritt
nen mie
alte Ho
freudige
Niehl,
der bin
dem Kel
beigehol
aber un
zutragen
denn he
fürchte,
Ende?“
dann se
dir kein
stehe an
auf un
Der we
abgelau
erhielt
zum re
ernannt
len hör
zu Tel

D
E
war der
schickten
zu gebe
Hang
als er

der um sein Begehre frägt. „Ich wünsche Sr. Excellenz den Herrn General zu sprechen!“ — „Wer sind Sie?“ — „Ich bin ein alter Krieger, der seiner Excellenz eine Bitte vorzutragen hat.“ — „Kommen Sie nur herein! ich habe nicht nöthig Sie anzumelden, wenn Sie ein alter Kriegesgefährte des Generals sind.“ — Niehl ward jetzt geradesweges zum General in's Zimmer geführt. Dieser tritt ihm entgegen und sieht ihn scharf an. „Sw. Excellenz kennen mich wol nicht mehr!“ stotterte befangen unser Niehl. Der alte Horn tritt noch einige Schritte näher und spricht dann mit freundiger Stimme: „Bist du nicht mein ehemaliger Unteroffizier Niehl, der mir bei Eilaun das Leben rettete?“ — Sw. Excellenz, der bin ich! — „Johann!“ rief jetzt der General, „geschwind aus dem Keller den besten Wein und aus der Küche das beste Essen herbeigehe!“ — Der Diener flog davon. Bald stand Alles bereit; aber unser Niehl bestand darauf, er wüßte zuvor seine Bitte vorzutragen. „Närrischer Kerl,“ sagte der alte Haudegen, „so sage denn her!“ Nun erzählte Niehl, wie es ihm ergangen und wie er fürchte, aus dem Dienste entlassen zu werden. „Bist du nun zu Ende?“ fragte der General. — „Ja, Excellenz!“ sagte Niehl. „Nun, dann setze dich und mache dir's bequem!“ Ich verspreche dir, daß dir keiner deiner Vorgesetzten ein schiefes Wort sagen soll. „Nun, stoße an und trinke, alter Kriegskamerad!“ Niehl lebte nun wieder auf und erzählte seinem General, wie es ihm bisher ergangen. Der wackere General beschenkte ihn reichlich, und da sein Urlaub abgelaufen war, so entließ er ihn auf das freundlichste. Bald darauf erhielt unser Niehl nicht nur die Uniform, sondern wurde auch zum reitenden Aufseher mit einer lebenslänglichen Gehaltszulage ernannt. Wollte man aber vom alten Horn Jemanden erzählen hören, so konnte dies keiner besser, als der dankbare Niehl zu Tellinge.

Die ersten Colonisten auf den Seawards-Inseln.

Eduard Seaward, in Awbury, bei Bristol, geboren, war der Sohn rechtschaffener Eltern, die ihn fleißig zur Schule schickten und bemüht waren, ihm eine gute bürgerliche Erziehung zu geben. Schon in dem Knaben erwachte ein unwiderstehlicher Hang zum Reisen, und kaum war er zum Jünglinge herangereift, als er sich, mit Erlaubniß seiner Eltern, auf See begab, um ferne

Länder kennen zu lernen. Einer seiner Onkel verschaffte ihm auf einem Kauffahrteischiffe, das nach Virginien segelte, die Stelle eines Supercargo, d. h. eines Aufsehers über die Waaren, welche ge- oder verkauft werden. Diese erste Reise lief für unsern Seaward glücklich ab; er hatte seine Wissbegierde befriedigt, eine schöne Summe Geldes verdient und noch nebenbei ein kleines Geschäft für sich betrieben. Als er in die Heimath zurückkehrte, waren seine Eltern gestorben, und ihr ganzes Vermögen hatten sie den beiden Geschwistern Eduard's vermacht. Darüber war aber unser Seaward durchaus nicht unzufrieden; „denn“, sagte er, „ich werde mir schon mein Brod verschaffen, besser, wie meine schwächeren Geschwister dazu fähig sind, und deßhalb billige ich die letzte Handlung meines Vaters.“

Bald darauf übernahm Seaward die Stelle eines Supercargo auf einem Schiffe, welches nach Jamaika segeln sollte. Vor der Abreise besuchte er seinen alten, ehrwürdigen Lehrer, auf den er stets große Stücke gehalten, und für den sein Herz in dankbarer Liebe schlug. Doch noch ein anderer Gegenstand zog ihn in das Haus seines Erziehers, so wenig er es sich auch gestehen wollte: es war Elise, des Lehrers Tochter, die freundliche Gespielin seiner Jugend. Eduard wurde herzlich willkommen geheißen, und — um die Erzählung nicht in die Länge zu ziehen — Elise wurde noch vor der Abreise sein Weib. Hatten die beiden früher oft ihre schönste Unterhaltung darin gefunden, zusammen in Reisebeschreibungen zu lesen, so machten sie jetzt mit einander eine recht große Brautreise, nämlich von Bristol nach Jamaika. Doch lassen wir Seaward selbst Einiges erzählen:

„Wir gingen am 30. Oktober 1733 von Bristol aus unter Segel und landeten in Kingston auf Jamaika, wo wir uns reichlich mit neuen Vorräthen versahen und eine Auswahl aller Arten von Handelswerkzeug ankauften; dann setzten wir unsere Reise fort, deren Ziel die Honduren waren. Am 21. November bedeckte sich der Himmel mit schwarzen Wolken, das Wetter wurde unbeständig; die See ging hoch, und Alles verkündete uns einen herannahenden Sturm.

Raum hatten wir die äußeren Fenstersladen geschlossen, als der Donner zu rollen anfing und der Regen in Strömen herabfiel. Meine arme Frau war kurz vor dem Auebruche des Sturmes in die Kajüte gegangen; der finstere und drohende Anblick des bisher so heitern Himmels hatte sie von dem Verdeck getrieben. Ich hielt mich nur fünf Minuten länger auf dem Verdeck auf als sie, aber



Die ersten Colonisten auf den Seewards Inseln.

hm auf
 : Stelle
 , welche
 en Seawards
 ie schöne
 Geschäft
 en seine
 iden Ges
 ed durch
 on mein
 ter dazu
 meines

Supers
 n sollte.
 r, auf
 in dank
 g ihn in
 gestehen
 : Gespie
 gen, und
 se wurde
 oft ihre
 Schreibun
 ht große
 assen wir

as unter
 ns reich
 ler Arten
 reise fort,
 e sich der
 ständig;
 nahenden

ten, als
 herabfiel.
 rmes in
 es bisher
 Ich hielt
 ste, aber

dieß reich
war kaum
erhob,
In dem
einer Be
geriffen,
zu bleibe
ich nachs
men hat
räusch u
Kajüte
worden
gleich hi
des Wa
Dieser U
schien,
Gunft
meine B
selbst wi
Freund,
entgehen
drückte,
und wer
nung m
aber doch
meine W
tigen hi
den kan
Un
Ruf: K
Frau in
auf dem
bestieg i
war gefe
schrecklich
Minuten
mit Ser
Gefährte
Augenbl
ohne Re
Fall etw

dieß reichte hin, um bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Ich war kaum in die Kajüte eingetreten, als sich ein so furchtbarer Sturm erhob, daß das Schiff einen Augenblick dem Umsturz nahe schien. In demselben Augenblick kam es mir vor, als ob ich Jemand von einer Leiter fallen hörte. Der Sturm hatte die Segel in Stücke gerissen, aber es war der Mannschaft gelungen, des Schiffes Herr zu bleiben. Als das Schiff wieder in Gleichgewicht war, wollte ich nachsehen, wer den unglücklichen Fall gethan, den ich vernommen hatte; ich fand meine beiden Ziegen, die mitten in dem Geräusch und der Verwirrung wahrscheinlich eine Zuflucht in der Kajüte gesucht hatten, oder vielleicht absichtlich heruntergestürzt worden waren, was mir noch wahrscheinlicher schien, da die Thüre gleich hinter ihnen geschlossen worden war, um das Eindringen des Wassers in die inneren Räume des Schiffes zu verhindern. Dieser Umstand, der damals so wenig der Aufmerksamkeit würdig schien, war dennoch von sehr hoher Wichtigkeit und mußte als eine Gunst von der Vorsehung betrachtet werden. Ich versuchte es, meine Frau zu beruhigen, deren Geistesstärke und Zärtlichkeit mir selbst wieder neuen Muth einflößte. „Gott wird uns schützen, mein Freund,“ sagte sie, „ich fühle, daß wir diesem furchtbaren Sturm entgehen werden, aber,“ fügte sie hinzu, indem sie meine Hand drückte, „wenn wir Schiffbruch leiden, so sterben wir zusammen und werden uns an einem Orte wiederfinden, wo es keine Trennung mehr gibt.“ Das Gefühl der gegenwärtigen Gefahr gewann aber doch wieder die Oberhand, und weinend stützte sie sich in meine Arme. Ich suchte sie zu trösten, indem ich auf den Allmächtigen hinwies, ohne dessen Willen uns kein Haar gekrümmt werden kann.

Um zwei Uhr Morgens hörten wir über uns den furchtbaren Ruf: Klippen! Land! Klippen! Ich war noch immer mit meiner Frau in der Kajüte. Da ich kein Seemann war, so konnte ich auf dem Verdeck nichts nützen; als ich aber jenen Ruf vernahm, bestieg ich doch die Leiter, welche hinauf führte; aber die Fallthür war geschlossen, und die Matrosen waren zu sehr mit ihrer eigenen schrecklichen Lage beschäftigt, um sie mir öffnen zu können. Einige Minuten darauf lief das Schiff auf den Strand, und wir wurden mit Gewalt zu Boden geschleudert. Der arme Hund, unser treuer Gefährte, brach in ein dumpfes Seheul aus, welches in diesem Augenblick einen mächtigen Eindruck auf uns machte. „Wir sind ohne Rettung verloren!“ rief meine Frau, als sie sich von ihrem Fall etwas erholt hatte. Ich versuchte nicht mehr, sie durch Worte

zu trösten, sondern erneuerte meine Anstrengungen, um die Thür zu öffnen, welche auf das Verdeck führte. Endlich gelang es mir, dieselbe aufzubrechen. Der Kapitain rief mir zu, daß das Schiff in wenigen Minuten zerstückelt sein würde, und sagte mir, daß, wenn meine Frau und ich mit ihm das Boot besteigen wollten, wir in einer Secunde fertig sein müßten. Ich stieg schnell wieder hinab, und, meiner Frau mit kurzen Worten die Gefahr unserer Lage schildernd, drang ich in sie, sogleich mit mir auf das Verdeck zu eilen. „Nein,“ sagte sie, „ich gebe nicht von der Stelle, und Du bleibst bei mir. Sie werden Alle untergehen, ein Boot kann dem Sturme nicht widerstehen. Laß uns auf Gott vertrauen, Eduard, und wenn wir sterben, so sterben wir zusammen.“ — „Es ist beschlossen,“ rief ich, „wir bleiben!“ — Einen Augenblick darauf bestieg ich wieder, nicht ohne die größte Mühe, das Verdeck; aber von dem Boote war nichts mehr zu sehen.

Das Schiff stieß zum zweiten Mal auf den Strand und mit solcher Heftigkeit, daß ich von der Leiter stürzte; glücklicherweise fiel durch denselben Stoß die Thür hinter mir zu, denn zu gleicher Zeit gingen die Wellen über das Schiff. Meine Frau lief zu meinem Beistande herbei, aber sie wurde selbst auf die andere Seite der Kajüte geschleudert. Ich war nicht verwundet; aber wir hatten Mühe, uns auf der Seite, wo der Wind herkam, festzuhalten. Unsere Lage war fürchterlich; denn aller Wahrscheinlichkeit nach mußten wir ungefähr vor dem Verlaufe einer Stunde von dem wüthenden Meere verschlungen sein. Wir hielten uns fest umschlungen und blieben in dieser Lage, bis die Bewegung des Schiffes, welche nach und nach immer schwächer geworden war, endlich ganz aufgehört hatte. Ich schleppte mich noch einmal auf das Verdeck, und ein Strahl der Freude glänzte in meine Seele, als ich sah, daß der Tag anbrach, und daß das Meer wieder ganz ruhig geworden war. Ich eilte sogleich zu meiner Frau in die finstere Kajüte zurück. „Komm, theure Freundin,“ rief ich ihr zu, „komm auf das Verdeck; der Tag ist angebrochen.“ Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie zu mir und bestieg die Leiter. Als sie aus der Dunkelheit an's Licht trat, war sie auf's Tiefste erschüttert und ergoß sich nun in laute Ausrufungen des Dankes gegen Gott. Nach einigen Augenblicken heißen Gebets warf sie ihre Blicke umher: „Wo ist das Boot,“ rief sie aus, „wo sind unsere armen Gefährten?“ — „Vielleicht,“ erwiderte ich, „sind sie glücklich an's Land gekommen und werden uns bald aufsuchen.“ — Unser Schiff bot einen traurigen Anblick dar; der große Mast war ge-

kappt, u
genstom
Nahe t

D
besezt g
ganz an
stieß.
rettet sa
und rich
Zuerst
sichern
gungen
sahen,
bleiben
strengu
Zerstört
diente.
Drum
einen
war.
Jungen
gerettet
mit der
Menge
lonen
einem
Zukunft
Geflüg
wie wir
nichts
röhre l
einige
Brand
sein,
genaue
etwas
Didnu
zurück
mit B
ten, 9

kappt, und auf dem Verdeck war alles verwüstet, aber die Morgensonne erglänzte sanft auf dem Ocean, und eine entzückende Ruhe herrschte rings um uns her.

Das Land schien hoch zu liegen und reich mit Waldungen besetzt zu sein; ein leiser Wind von der See trieb unser Schiff ganz an's Ufer, so daß er mit dem Vorderbug beinahe an's Land stieß. Als wir uns so aus allen Gefahren der See glücklich errettet sahen, fielen wir uns, vor Freude weinend, in die Arme und richteten inbrünstige Gebete des Dankes an den gütigen Gott. Zuerst mußten wir nun dem Schiffe inmitten der Felsen einen sichern Platz zu verschaffen suchen, was uns nach einigen Anstrengungen gelang, und als wir uns tief in den Sand eingedrungen sahen, glaubten wir mit vollkommener Sicherheit auf dem Schiffe bleiben zu können. Nun fühlten wir uns aber durch so viele Anstrengungen erschöpft; glücklicherweise fand ich in der allgemeinen Verflüchtigung eine Flasche Wein, die uns einigermaßen zur Stärkung diente. Hierauf legten wir uns auf das Verdeck und schliefen ein. Beim Erwachen untersuchte ich das Schiff genauer. Ich fand einen Sack mit Schiffszwieback, der hinter der Leiter aufgehängt war. Zum Glück hatte man in Jamaica zwei Ziegen mit ihren Jungen an Bord genommen; zwei der letztern hatten sich mit uns gerettet; ein Hahn, drei Hühner und einige Enten waren ebenfalls mit dem Leben davon gekommen. Außerdem fand ich eine große Menge von Früchten aller Art; Apfelsinen, Citronen, Wassermelonen u. s. w. und Zuckerrohr. Alle diese Vorräthe waren von einem unschätzbaren Werthe für den Augenblick und selbst für die Zukunft. Ich machte den Vorschlag, uns von dem ertrunkenen Geflügel eines zu Mittag zu kochen. Auf die Frage Elisen's, wie wir Feuer machen wollten, wußte ich im ersten Augenblick nichts zu antworten. Bald aber fielen mir die astronomischen Fernröhre des Schiffes ein, und mit Hülfe ihrer Gläser hatte ich bald einige Zweige und trockene Blätter, die ich am Ufer aufsuchte, in Brand gesteckt. Wir hatten kein Wasser, und es konnte gefährlich sein, zwischen den Felsen eine Quelle aufzusuchen; bei nochmaliger genauer Untersuchung des Schiffes fanden wir in einem Fasse noch etwas Wasser. Nun machten wir uns daran, unsere Kajüte in Didnung zu bringen und in den übrigen Theilen des Schiffes aufzuräumen, bei welcher Gelegenheit wir noch einen zweiten Sack mit Zwieback und, was von großer Wichtigkeit war, einige Flinten, Pulver und Kugeln fanden.

Als wir unser bescheidenes Mahl eingenommen hatten, legten wir uns ruhig und mit Dank gegen die Vorsehung nieder; aber unser Schlaf wurde noch oft durch die gräßlichen Bilder der vergangenen Nacht gestört.

Das junge Ehepaar hatte gewiß nicht gedacht, daß die Vorsehung ihm ein ernstes Prüfungsjahr auf einer einsamen Insel im fernen Djean auferlegen würde, und doch war es so. Das junge Paar sah mehr und mehr ein, daß vorab an keine Rettung von der Insel zu denken sei; sie schafften deshalb Alles, was für sie wichtig war, von dem Schiffe an's Land und beschloßen, sich eine Wohnung in einer Höhle, wenn sie eine solche entdecken würden, einzurichten. Sie hatten wirklich das Glück, unfern des Strandes eine Höhle zu entdecken, und als Eduard damit beschäftigt war, dieselbe aufzuräumen, fiel ihm ein Soldatengürtel in die Hände, mit einem kupfernen Wappen. Das veranlaßte ihn, sich näher umzusehen, und er entdeckte bald darauf eine künstliche Mauer. Seaward erzählt darüber Folgendes:

„Ich verlor keinen Augenblick, um von dem Schiffe eine Eisenstange zu holen und die eingemauerten Steine auszubrechen. Ich hatte bald eine Oeffnung gemacht, die so groß war, daß ich den Leib hindurch bringen konnte, und als ich den Kopf hineinsteckte, bemerkte ich in der That eine Art von Kammer, in die von oben herab ein schwacher Schein fiel, der aber nicht hell genug war, um mich irgend etwas deutlich erkennen zu lassen. Mitteltst der von mir angebrachten Oeffnung bildete sich ein Luftzug, der bald alle ungesunden Dünste aus dem Gewölbe heraustrieb. Nachdem ich Alles meiner aufmerksamen Elise erzählt hatte, kroch ich in das Gewölbe hinein und empfing die Fackel aus ihrer Hand. Der Boden war mit einer dicken Lage ganz trockenen Sandes bedeckt, und im ersten Augenblicke bemerkte ich durchaus nichts, was der Aufmerksamkeit werth schien. Als ich aber ungefähr zehn Schritte weiter gegangen war, sah ich eine Anzahl kleiner Säcke von Leinwand, die in einer Reihe aufgestellt waren, und hinter denen ein länglicher Kasten von Holz stand. Ohne mich bei der Untersuchung ihres Inhaltes aufzuhalten, eilte ich zu meiner Frau, um ihr den Fund zu berichten. Sie folgte mir in die Grotte, und nun öffnete ich einen der Säcke, aus dem mir glänzendes Metall entgegenstrahlte. „Es ist ein Schatz!“ rief ich aus, — „Gott behüte uns davor.“ erwiderte sogleich meine Frau. „Ei warum denn, Liebe?“ fragte ich und klapperte mit den Geldstücken. „Diese Beutel sind mit Dollars gefüllt,“ sagte meine Frau, „was sollen sie uns

nützen?“
den, wir
genehm ist
doch den
gelt, daß
verließen
Handwerks
stücke in d
weiß erschi
lichte aber
Frau auf
Eduard,“
gen oder
mit dem
unser Reich
Goldgrube
daß unsere
wird.“ —
Säcke mit
wir uns d
guten Geb
aber der
— „Aber
gefüllt, w

In
Silber un
Kleinodien
in ihrer
Eduard w
sorgfältig
scheinen e
weißes Tu
Als diese
Mädchen
den freun
Zuwachs.
um sie in
richten,
krönt. C
ein Gärt
ein ganze

ten, legten
ieder; aber
er der bet-

ß die Vor-
i Insel im
Das junge
ettung von
was für sie
lossen, sich
decken wür-
des Stran-
beschäftigt
ittel in die
e ihn, sich
iche Mauer.

eine Eisen-
chen. Ich
aß ich den
ineinsteckte,
von oben
war, um
st der von
r bald alle
achdem ich
ich in das
Der Bo-
edeckt, und
s der Auf-
schritte wei-
von Wein-
denen ein
ntersuchung
un ihr den
un öffnete
egenschim-
ehüte uns
n, Liebe?"
Beutel sind
n sie uns

nützen?" „Jedenfalls, meine gute Elise, können sie uns nicht schaden, wir wollen sie indeß lassen wo sie sind, wenn Dir das angenehm ist." — „Ja! Ja!" erwiderte sie, „indessen wollen wir doch den Kasten untersuchen." — Der Deckel war so fest genagelt, daß wir ihn ohne Werkzeuge nicht öffnen konnten. Wir verließen daher die Grotte, um aus unserer Hütte das nöthige Handwerkszeug zu holen. Ich hielt einige der gefundenen Goldstücke in der Hand; sie waren uns bei dem Scheine der Fackel weiß erschienen, weshalb wir sie für Dollars hielten; beim Tageslichte aber sahen wir, daß es Goldstücke waren. Ich machte meine Frau auf den großen Unterschied im Werthe aufmerksam. „Man, Eduard," sagte sie, „ist es nicht ganz einerlei, ob es Silbermünzen oder Goldmünzen oder Pfennige sind? Was sollen wir hier mit dem Gelde machen? Deine Gesundheit, lieber Mann, das ist unser Reichthum, und der Segen Gottes ist unsere unerschöpfliche Goldgrube, um weiter bekümmere ich mich nichts; nur fürchte ich, daß unsere Entdeckung eine Quelle großer Besorgniß für uns sein wird." — „Wie so?" fragte ich, „wenn wir auch die anderen Säcke mit Gold angefüllt finden sollten, so hoffe ich doch, falls wir uns desselben jemals bedienen könnten, mit Gottes Hülfe einen guten Gebrauch davon zu machen." — „Ich glaube, ich hoffe es, aber der Reichthum, lieber Eduard, ist ein gefährlicher Fallstrick." — „Aber, Elise, Geldsäcke sind hier kein Reichthum; mit Sand gefüllt, würden sie uns von demselben Nutzen sein."

In dem Kasten fand Eduard Kreuzifixe und Heiligenbilder von Silber und Gold, goldene Degengriffe, Vasen und andere kostbare Kleinodien. Und was konnte ihnen all' dieser Reichthum nützen in ihrer Abgeschiedenheit von aller menschlichen Gesellschaft? Nichts. Eduard war indeß doch so vorsichtig, alle Gegenstände wieder sorgfältig zu verbergen. Am 15. April wurden sie durch das Erscheinen eines großen Kanots überrascht. Sie steckten sogleich ein weißes Tuch auf eine Stange und gaben den Fahrenden ein Zeichen. Als diese landeten, waren es zwei Männer, zwei Frauen und ein Mädchen, lauter Neger, die auch Schiffbruch gelitten. Sie wurden freundlich aufgenommen, und so erhielt die Colonie ihren ersten Zuwachs. Die fromme Elise gab sich viel mit den Leuten ab, um sie in der englischen Sprache und im Christenthum zu unterrichten, und ihre Bemühungen wurden vom schönsten Erfolge gekrönt. Einer der Männer war ein Zimmermann und der andere ein Gärtner, also beide für die Colonie sehr wichtig. Schon war ein ganzes Jahr verflossen, und Eduard und Elise ergaben sich

geduldig in ihr Schicksal; da erblickten sie eines Tages einen englischen Schooner, der einem spanischen Küstenwächter auswich. Der Schooner landete, und Eduard traf sogleich mit dem Kapitain desselben einen Vertrag, ihn und seine Frau mit nach Jamaika zu nehmen. Ein Theil des Schazes wurde an Bord gebracht, und Eduard und Elise nahmen von den Negern Abschied mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Sie erreichten glücklich Jamaika. Da die Fregatte „the Solway“ in Begriff war, nach England abzugehen, so übergab Eduard dem Kapitain an seine Verwandten einige Kisten, die einen Werth von 40,000 Pfund Sterling enthielten. Dann kaufte er ein eigenes Schiff, junge Neger, nicht in der Absicht sie als Sklaven zu behalten, sondern sie nach der Insel zu führen, ferner Obstbäume, Werkzeuge aller Art u. s. w. und segelte dann wieder nach jener Insel ab.

Eduard hatte seinen Verwandten geschrieben, ihn zu besuchen und wo möglich, einige brave Leute, die sich anbauen wollten, mitzubringen. Dieß geschah, und Seaward erhielt zudem den nachgesuchten Titel eines Befehlshabers der Seawards-Inseln, denn die Inselgruppe war bisher nicht bekannt gewesen. Die Colonie wurde nun von Jahr zu Jahr blühender, und als Seaward nach einigen Jahren mit seiner Frau einen Besuch in England machte, wurde er durch den Minister Walpole der Königin vorgestellt, die ihn zum Ritter ernannte.

Nachdem das liebende Ehepaar allen Verwandten Gutes erwiesen, einen Geistlichen und einen Arzt für die Insel gewonnen hatte, kehrte es zurück zu der Insel, die ihnen so lieb und theuer geworden war.

Gute Nacht.

Gute Nacht

Allen, welche heut' gewacht,
Allen Freuden, allen Schmerzen,
Traurigen, wie frohen Herzen,
Alles deckt jetzt die Ruh'
Sanft mit ihrem Pittich zu.

Gute Nacht

Allen, die heut' mein gedacht;

Ob im Guten, ob im Bösen,
 Liebe möge Alles lösen —
 Selig, wer die ganze Welt
 Liebevoll umfassen hält.

Gute Nacht
 Allen, die heut' Gut's vollbracht,
 Die erbarmend ihre Schritte
 Lenken in der Armuth Hütte
 Und mit demuthsvollem Sinn
 Schauten auf den Meister hin.

Gute Nacht!
 Ueber uns des Vaters Wacht —
 Darum legt die müden Glieder
 Still getrost zum Schlummer nieder,
 Und vertrauet euch dem Herrn.
 Er beschützt die Seelen gern.

Ida von Düringsfeld.

König Richard Löwenherz.

Wohl durch der Wälder einödrige Pracht
 Jagt ungestüm ein Reiter;
 Er bläst in's Horn, er singt und lacht
 Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,
 Noch stärker ist sein Gemüthe,
 Das ist Herr Richard Löwenherz,
 Der christlichen Ritterschaft Blüthe.

Willkommen in England! rufen ihm zu
 Die Bäume mit grünen Zungen —
 Wir freuen uns, o König, daß du
 Oestreichischer Gast entsprungen.

Dem König ist wohl in der freien Luft,
 Er fühlt sich wie neugeboren,
 Er denkt an Oesterreichs Festungsdust —
 Und gibt seinem Pferde die Sporen.

G. Heine.

Jerusalem.

Jerusalem, im Morgenlande Soliman und El-Kods (die Heilige) genannt, ist unstrittig die merkwürdigste Stadt der Welt. Darum wollen wir dem kleinen Leser erzählen von dem alten Glanz dieser Stadt, von ihrer Verwüstung und von ihrer jetzigen Unbedeutendheit. Schon zur Zeit Abrahams finden sich wenn auch nur ungewisse Spuren ihres Daseins. Als die Israeliten unter Josua das gelobte Land eroberten, war diese Stadt im Besitz der Jebusiter, welche sich auch in dem höchsten und festesten Theile derselben, dem Berge Sion, behaupteten; erst David eroberte sie gänzlich und legte seine Burg und Residenz auf dem südlichen, höchsten Hügel Sion an, und seitdem blieb sie der geheiligte Mittelpunkt des jüdischen Reiches. Sie hieß jetzt Jerusalem (Wohnung des Friedens), welches die Griechen durch Hierosolyma (die heilige Solyma) ausdrückten, daher bei neueren Dichtern auch zuweilen bloß Solyma. Salomo erbaute den prachtvollen Tempel auf dem nordöstlich von Sion gelegenen, etwas niedrigeren Hügel Morija, wo der Sage nach Abraham seinen Sohn hatte opfern wollen. Nachdem Jerusalem unter den jüdischen Königen mehrere Male erobert und geplündert worden, ward sie endlich unter Zedekias durch Nebukadnezar von Babylon gänzlich zerstört und die Einwohner gefangen weggeführt, 586 v. Chr. 70 Jahre später erhielten die Juden von Cyrus die Erlaubniß in ihr Land zurückzukehren und Jerusalem wieder aufzubauen. Auch der Tempel ward an der alten Stelle, aber minder prächtig, wieder erbaut, von Herodes I. indeß nach und nach in allen seinen Theilen erneuert und verschönert. Zur Zeit Christi war die Stadt mit herrlichen Gebäuden angefüllt, hatte einen Umfang von hinabe einer deutschen Meile, und war mit einer, an manchen Stellen dreifachen, sehr starken Mauer umgeben. Alle diese Herrlichkeit ward 40 Jahre nach dem Tode des Herrn gänzlich zerstört; als Titus der Sohn des Kaisers Vespasian,

das empörte
 eroberte un-
 dem Erdboden

Unter
 tolina erba
 alten Temp
 der Juden
 gänzliche V
 durfte fort
 Mutter He
 mehrere der
 hielt auch
 salem bis
 Kokrons er
 bis sie end
 entrißen w

Nach
 1099 den K
 blieb. Im
 genommen
 der ganz n
 älterer mer
 freche Unw
 segung alle
 Leben des
 solcher Per
 anzugeben
 Das heutige
 25,000 G
 auf drei E
 grenzt wird
 Bach Kidron
 von dem v
 Gihon; w
 den Kidron
 Ben Hinne
 Thale Jofe
 in einer kl
 lich von di
 welcher an
 lige zum T

Zug. • Utm

das empörte Jerusalem nach einer furchtbar blutigen Belagerung eroberte und alles bis auf wenige allzufeste Thürme der Stadtmauer dem Erdboden gleich machen ließ.

Unter Hadrian 126 ward hier eine neue Stadt Aelia Capitolina erbaut, in welcher ein Jupiterstempel auf der Stelle des alten Tempels stand; dies veranlaßte eine neue furchtbare Empörung der Juden unter dem falschen Messias Barchochebas, welche eine gänzliche Verwüstung und Verödung zur Folge hatte; kein Jude durfte fortan in der neuen Stadt wohnen. Constantin und seine Mutter Helena ließen die heidnischen Tempel zerstören und erbauten mehrere der noch jetzt vorhandenen christlichen Kirchen, seitdem erhielt auch Jerusalem seinen alten Namen wieder. So blieb Jerusalem bis in's 7. Jahrhundert, wo es 615 von dem Perser-König Kofrens erobert ward, 629 erhielt sie der Kaiser Heraclius wieder, bis sie endlich 636 von dem arabischen Chalifen Omar den Christen entziffen ward.

Nach manchem Wechsel der Herrschaft fiel Jerusalem am 15. Juli 1099 den Kreuzfahrern in die Hände, in deren Gewalt sie bis 1187 blieb. Im Ganzen ist Jerusalem siebenzehn Mal von Feinden eingenommen und mehr oder minder verwüstet worden. Hierin liegt der ganz natürliche Grund, weshalb es so schwer ist, die Lage älterer merkwürdiger Dexter und Gebäude anzugeben, obgleich die freche Unwissenheit der dortigen Mönche nicht allein mit Hintanzetzung aller Geschichte und aller Wahrscheinlichkeit, jeden durch das Leben des Heilandes geweihten Platz, sondern selbst die Wohnung solcher Personen, wie z. B. des Reichen und des armen Lazarus, anzugeben weiß, die nur in den Gleichnissen des Herrn vorkommen. Das heutige Jerusalem hat kaum eine Stunde im Umfange, etwa 25,000 Einwohner und liegt auf einer unebenen Bergfläche, welche auf drei Seiten, D., W. und S., von sehr schroffen Theilen begrenzt wird; im Osten trennt das Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron, jedoch nur einen Theil des Jahres, fließt, die Stadt von dem viel höhern Delberge; im westlichen Theile fließt der Bach Gihon; welcher auch die Südseite der Stadt umgibt und sich in den Kidron ergießt; im Süden zieht sich das ebenfalls tiefe Thal Ben Hinnom von N.-W. nach S.-D. und vereinigt sich mit dem Thale Josaphat; im Thale Hinnom entspringt die Quelle Siloa in einer kleinen Seitenschlucht, die einzige Quelle der Stadt. Südlich von diesem Thale erhebt sich ein Hügel, höher als die Stadt, welcher an seinem Fuße, in der ganzen Länge des Thals, unzählige zum Theil prächtige in den Kalkfelsen gehauene Grabhöhlen,

auf seinem Abhange die Trümmer vieler Gebäude und auf seinem Gipfel die Spuren einer alten Umfassungs-Mauer enthält. Diese Gräber werden von Einigen für die alten Königsgräber gehalten, welche Andre dagegen in einer ziemlichen Entfernung nördlicher von der Stadt suchen, welche schon die Meinung veranlaßt haben, die alte Stadt habe sich einst so viel weiter nördlich erstreckt. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß das alte Jerusalem sich weiter südlich bis zum äußersten Rande des Berges Sion erstreckte und daher nicht bedeutend viel größer als die heutige Stadt war. Das alte Jerusalem bestand aus drei Haupttheilen, im S. der Berg Sion oder die obere Stadt; nördlich ihr gegenüber Akra oder die untere Stadt, und östlich von beiden, aber durch ein Thal davon getrennt, der Hügel Morija, worauf der Tempel lag; später kam noch ein nördlicher Theil Bezetha oder die neuere Stadt hinzu. Der Hügel Golgatha lag, aller Wahrscheinlichkeit nach, nordwestlich außerhalb der Mauern.

Die heutige Stadt wird von starken und hohen mit Thürmen besetzten Mauern umgeben, welche ein Werk des Sultans Soliman 1534 sind; sie sind ziemlich nach den vier Weltgegenden gerichtet, so daß die Stadt ein nur etwas unregelmäßiges Viereck bildet. In der westlichen Mauer ist die ganz verfallene Citadelle, auch der Thurm der Pisaner genannt, ein gewöhnliches gothisches Schloß, wahrscheinlich aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Stadt selbst ist ziemlich fest gebaut, viele Häuser sind von Quadrern, die meisten aber freilich nur von Lehm, mit flachen Dächern, aber ohne Fenster nach den Straßen; diese sind mit Ausnahme dreier, eng und krumm, voll Schutt und Unrath und meistens ungepflastert. Die Stadt hat nicht einen einzigen öffentlichen Platz. An christlichen Gebäuden sind zu bemerken: das Franziskaner-Kloster St. Salvatore oder des Erlösers, im nordwestlichen Theile der Stadt. Es ist ein weitläufiges festes Gebäude mit einer eignen Kirche, einer reichen Apotheke, worin vorzüglich Balsam bereitet wird, und vielen Wohnungen für Pilger. Es war ehemals sehr reich und bezog ansehnliche Einkünfte aus den katholischen Ländern Europa's; in der neuesten Zeit, wo beinahe gar keine Pilger mehr aus Europa gekommen, und selbst Spanien aufgehört hat, Beiträge zu senden, ist es in Armuth gesunken, und das Oberhaupt der wenigen noch vorhandenen Mönche hat seinen bisher bedeutenden Einfluß bei den Türken gänzlich verloren. Nur ein paar hundert Schritte südöstlich davon, also mehr nach der Mitte der Stadt, liegt die einst so berühmte Kirche zum heiligen Grabe. Constantin der Große erbaute

zuerst hier wurde; f
Bau bis
mäßiges
und beste
Dache; r
des Ganz
der Kreuz
führt in
befindet f
Marmor
man aus
kleines m
Breite un
erleuchtet
von Marr
soll. Rec
das Grab
andere ver
von den
geringste
pel der S
Säulen; j
tete, wur
mauerte F
der Kirche
setzt und l
Abyssinier
Georginern
ter dem S
Grabes; j
Besty vor
bedeutender
Kirche bese
nern verwe
haben bekö
nur durch
dieser Kirch
welche ang
in welchen
noch weiter

auf seinem
ält. Diese
er gehalten,
dlicher von
haben, die
t. Wahr-
weiter süd-
und daher
Das alte
Berg Zion
die untere
a getrennt,
n noch ein
Der Hügel
außerhalb

t Thürmen
Soliman
n gerichtet,
bildet. In
auch der
es Schloß,
t selbst ist
die meisten
ohne Fen-
eng und
kert. Die
christlichen
t. Salva-
t. Es ist
ner reichen
elen Woh-
ng anschn-
; in der
uropa ge-
zu senden,
nigen noch
af bei den
: südöstlich
inst so be-
ße erbaute

zuerst hier eine Kirche, welche aber im elften Jahrhundert zerstört wurde; sie wurde 1048 wieder erbaut und die Kreuzfahrer setzten den Bau bis zu seiner jetzigen Größe fort. Sie bildet ein unregelmäßiges Ganzes von 120 Schritt Länge und 70 Schritt Breite und besteht eigentlich aus drei verschiedenen Räumen unter einem Dache; westlich liegt die Kirche des heiligen Grabes, der älteste Theil des Ganzen, in der Mitte die des Calvarienberges und östlich die der Kreuzerfindung. Nur ein von den Türken bewachter Eingang führt in das Ganze. Unter der offenen Kuppel der westlichen Kirche befindet sich das sogenannte heilige Grab; dies ist eine kleine von Marmor erbaute Kapelle, 45 Fuß lang und 20 breit, in welcher man aus einer kleinen Vorhalle in das eigentliche Grab tritt, ein kleines mit Marmor bekleidetes Gemach von 8 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe, welches von ewig brennenden Lampen erleuchtet wird und worin man unter einem Ustar einen Sarkophag von Marmor zeigt, in welchem der Leichnam des Herrn gelegen haben soll. Rechts vom Eingange der Kirche wollen neuere Reisende noch das Grabmal Gottfried's von Bouillon gesehen haben, während andere versichern, daß sowohl dies als das seines Bruders Balduin von den neidischen Griechen so gänzlich zerstört sei, daß nicht die geringste Spur mehr den Ort bezeichnen. Schemals ruhte die Kuppel der Kirche, über der Grabkapelle, auf schönen marmornen Säulen; bei dem Brande aber, welcher 1808 die Kuppel vernichtete, wurden auch die Säulen beschädigt und durch schlechte gemauerte Pfeiler ersetzt, welche die neue Kuppel tragen. Das Innere der Kirche ist von den Mönchen von 8 verschiedenen Parteien besetzt und bewohnt, nämlich den Katholiken, den Griechen, den Abyssinern, den Kopten, den Armeniern, den Nestorianern, den Georginern und den Maroniten. Früher waren die Katholiken unter dem Schutze Frankreichs und Spaniens im Besitze des heiligen Grabes; seitdem sie aber verarmt sind, haben die Griechen diesen Besiz von den Türken erkaufte. Die Türken erheben einen sehr bedeutenden Zoll für jeden Besuch von den Fremden, welche die Kirche besuchen wollen, daher manche Reisende mehrere Tage im Innern verweilt haben und von den darin wohnenden Mönchen sich haben bestreiten lassen, welchen übrigens selbst die Lebensmittel nur durch Löcher in den verschlossenen Thüren gereicht werden. Aus dieser Kirche steigt man einige Stufen zu einer zweiten empor, welche angeblich auf dem Calvarienberge liegt, und wo die Löcher, in welchen die drei Könige gestanden haben sollen, gezeigt werden; noch weiter östlich befindet sich eine dritte Kirche in dem Hügel

selbst, wo man zur Zeit, als die Kaiserin Helena in Jerusalem war, im Anfange des vierten Jahrhunderts, das wahre Kreuz will gefunden haben. Schon diese kurze Darstellung reicht hin, die Aechtheit aller dieser heilig gehaltenen Derter sehr verdächtig zu machen, die doch wohl unmöglich nur so wenige Schritte von einander dürfen gesucht werden und auf jeden Fall im Mittelpunkte der alten Stadt müssen gelegen haben, während alle Berichte der Evangelisten deutlich zu verstehen geben, daß der Ort der Kreuzigung und das Grab außerhalb der Stadt gelegen. Neuere Reisende haben nur mit dem tiefsten Unwillen die frevelhaften Gaukeleien, womit die Unwissenden am heiligen Grabe getäuscht werden (wenn z. B. beim Osterfeste alle Lampen am Grabe gelöscht werden und die Priester vorgeben, daß ein wunderbares Feuer vom Himmel sie wieder anzünde), und die ärgerlichen alle Verstellung übersteigenden Zänkereien, ja Balgereien der verschiedenen Parteien am Grabe selbst, betrachten können; dies alles, verbunden mit den dabei mit Heitschen die Ordnung nothdürftig erhaltenden Türken, zeigt den unendlich tiefen Verfall des Christenthums im Orient, und ist wohl mehr geeignet, Gel als Andacht einzusflößen. Die Zahl der Pilger, welche das heilige Grab besuchen, ist in neueren Zeiten von vielen Tausenden auf höchstens 1500 gesunken und darunter befindet sich nur selten ein europäischer Katholik; auch sind die Abgaben, welche vom Eintritt in das gelobte Land und bei den vielen Punkten der frommen Wallfahrt an die Türken bezahlt werden müssen, so wie die sogenannten freiwilligen Geschenke an die Mönche, so bedeutend, daß nur Wohlhabende einen solchen Aufwand bestreiten können. Reichlicher und viel bedeutender als die der Katholiken, sind die Kirchen, Klöster und Hospizien der Griechen und Armenier; das Kloster der letzteren auf dem Berge Zion besonders soll an 1000 Zimmer enthalten und ihre Kirche die schönste in der Stadt sein. Von den übrigen sogenannten Heiligthümern, welche die Pilger vorchristenmäßig besuchen, als das Haus Pilatus, die Wohnung Herodis, die verschiedenen Punkte, welche die Leidensgeschichte des Herrn bezeichnen sollen, welche alle nur Trümmern von unbezweifelnder Unächtheit sind, enthalten wir uns zu reden. Unter den muhamedanischen Gebäuden ist nur eins von Wichtigkeit, die prächtige Moschee, welche der Kalif Omar nach der Eroberung der Stadt 637 erbauen ließ und welche von seinen Nachfolgern noch bedeutend vergrößert wurde. Auf einem 1500 Fuß langen und 1000 Fuß breiten, mit schönen Cypressen und andern Bäumen besetzten Plage, Haram Sherif genannt, stehen zwei Haupt-

gebäude,
Achteck
len, we
Mitte d
welche e
unter d
Licht in
Gestalt
will.
Bethaus
auf vie
bei To
liegt in
gründe,
nahm,
Melka
Auserhe
Siloa,
viele M
könige
Theil d
viele G
ein's,
Grund,
der Sto
Garten
einer Be
dieses I
man ne
in der
Stadt;
daß der
von der
halbe
Gräber,
mit sei
Könige
auf 20
Bedrück
größten

Jerusalem
 Kreuz will
 ht hin, die
 verdächtig zu
 te von ein-
 Mittelpunkte
 Berichte der
 Kreuzigung
 Reisende ha-
 Gaukeleien,
 werden (wenn
 werden und
 Himmel sie
 übersteigenden
 am Grabe
 en dabei mit
 a, zeigt den
 und ist wohl
 ahl der Pils-
 a Zeiten von
 runter befind-
 nd die Abga-
 ri den vielen
 zahlt werden
 die Mönche,
 Aufwand be-
 der Katholi-
 Griechen und
 ion besonders
 ie schönste in
 heiligthümern,
 aus Pilatus,
 welche die Lei-
 nur Trüm-
 alten wir uns
 nur eins von
 f Omar nach
 che von seinen
 em 1500 Fuß
 n und andern
 n zwei Haupt-

gebäude, die prächtige Moschee Sakhara; sie bildet ein regelmäßiges Rechteck, im Innern stehen nicht weit von den Wänden 32 Säulen, welche die flach gewölbte Kuppel tragen, und mehr nach der Mitte zu 20 andere, durch ein eisernes Gitter verbundene Säulen, welche einen runden Raum einschließen, in dessen Mitte, gerade unter den Thürmchen, welches die Kuppel krönt und durch welches Licht in das Gebäude fällt, ein weißer Stein von unregelmäßiger Gestalt liegt, auf welchem man eine Fußspur Muhameds sehen will. In geringer Entfernung auf dem nämlichen Plage steht ein Bethaus, El Alfa genannt, ebenfalls mit einer Kuppel, welche auf vielen Marmorsäulen ruht. Kein Jude und kein Christ darf bei Todesstrafe diesen heiligen Bezirk betreten. Das Ganze liegt im südöstlichen Theile der Stadt, am Rande der Abgründe, auf dem nämlichen Plage, welchen einst der Tempel einnahm, und wird eben deshalb von den Muhamedanern nächst Mekka und Medina für den dritten ihrer heiligen Dexter gehalten. Außerhalb der Stadt bemerken wir im südlichen Thale die Quelle Siloa, welche dem Kidron zufließt; in ihrer Nähe befinden sich viele Ruinen und Grabhöhlen, welche von Vielen für die wahren Königsgräber gehalten werden. Im östlichen Thale, welches einen Theil des Jahres vom Kidron bewässert wird, befinden sich auch viele Gräber aus verschiedenen Zeiten, unter andern ganz nördlich ein's, welches für das der Jungfrau Maria, jedoch ohne allen Grund, ausgegeben wird; noch jetzt begraben hier die Juden aus der Stadt ihre Todten; hier will man auch noch die Stätte des Gartens von Gethsemane finden; einige sehr alte Delbäume in einer Befriedigung sollen den Platz bezeichnen. Der Delberg, welcher dieses Thal östlich begränzt, ist jetzt ganz ohne Anbau, doch sieht man noch einige Olivenbäume darauf; dieser Berg ist der höchste in der nächsten Umgegend und von ihm überschaut man die ganze Stadt; auf seinem Gipfel, an der Stelle, von wo man meinte, daß der Herr gen Himmel gefahren, sieht man die Ruinen einer von der Kaiserin Helena erbauten Kirche. Nördlich, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, befinden sich ebenfalls viele schöne Gräber, weil alle übrigen in Felsen gehauen und zum Theil noch mit steinernen Thüren versehen, man giebt sie fälschlich für die der Könige aus. — Die Bevölkerung von Jerusalem wird von einigen auf 20, von andern nur auf 15,000 Seelen angegeben; darunter sind 4 bis 5000 Christen, welche hier mehr als irgendwo den Bedrückungen der Türken ausgesetzt sind; sie näherten sich bisher größtentheils von Rosenkränzen, Reliquienkästen

und andern dergleichen von den Pilgern gesuchten Dingen. Die Juden, 5 — 6,000, in eine schmutzige Straße im südlichen Theile der Stadt, zwischen dem Morija und dem Sion, eingeschlossen, sind hier überaus elend und arm.

Die ganze Umgegend von Jerusalem ist jetzt der Unsicherheit wegen verlassen und öde, eine eigentliche Felsenwüste geworden.

Aegypten.

Von allen Ländern Afrika's, sowohl in alter, als in neuerer Zeit, ist Aegypten eins der merkwürdigsten. Schon im höchsten Alterthum trifft man hier einen ungewöhnlichen Grad von Bildung, und hierher reisten die Gelehrten, um in den Tempeln zu Theben und Memphis die Priester zu hören. Aus Aegypten brachten die Weisen Griechenlands die Religion, die Regierungsform und den Samen zu den Künsten und Wissenschaften, wodurch die Griechen auf Jahrtausende die Vorbilder in der Weisheit und Bildung wurden. Manches von der alten und dunklen Geschichte erzählt uns Moses. Ihre Könige führten den Titel Pharaone und waren mächtig und reich. Das Volk war streng in Kasten (Priester, Soldaten, Handwerker und Ackerleute) geschieden. Die angesehenste war die Priesterkaste, die in geheimnißvollen Bildern (Hieroglyphen) die Staatsbegebenheiten aufzeichneten, die Rathgeber des Königs, die Verwalter des Heiligen, die Richter des Volkes und die einzigen Gelehrten waren. Wie mächtig und kunstsinzig zugleich dieses uralte Volk gewesen, zeigen uns die Ueberbleibsel seiner Baukunst, die als stumme Zeugen, und doch beredter, als irgend eine Zunge vermag, des Volkes Ruhm und Größe verkünden, wir meinen die Pyramiden und Obelisken, die Katakomben, und die Ruinen der alten Götterstädte Theben und Memphis mit dem sogenannten Labyrinth, einem aus weißem Marmor aufgeführten Palast, der 3000 Zimmer theils über, theils unter der Erde hatte. Die Pyramiden sind viereckige, oben etwas spitzer zulaufende Gebäude mit Gängen und Gemächern. Sie sind aus großen, zuweilen 30 Fuß langen und 3 — 4 Fuß dicken Kalksteinen aus den Steinbrüchen der östlichen Bergkette des Nils, in einer Höhe von 40 — 50, aber auch von 400 — 800 Fuß, und unten an jeder der 4 Seiten 6 — 700 Fuß breit, aufgeführt. Es ist

unglau
Cheops
Fuß
Wahrh
durch r
zu dere
eckige,
hauene
es der
Die K
Toden,
(Mum
alabaste
U
Perserk
dige Sa
der de
drien,
jeg, u
pigkeit,
und a
Tode
von U
alle P
Hier h
nun ar
sten d
Griech
Kunst
und sic
ptoleme
ihr kan
zulezt
S
gleichsa
Famili
Christlic
Araber
Beduin
zerfall
die erst

ingen. Die
im südlichen
tion, einge-

Unsicherheit
geworden.

s in neuerer
im höchsten
von Bildung,
n zu Theben
brachten die
em und den
die Griechen
ildung wur-
erzählt uns
waren mäch-
tster, Sel-
angesehenste
(Hieroglyphen)
des Königs,
und die ein-
zugleich die-
seiner Bau-
s irgend eine
en, wir me-
en, und die
mit dem so-
aufgeführten
er Erde hatte.
laufende Ge-
großen, zu-
lksteinen aus
n einer Höhe
, und unten
ührt. Es ist

unglaublich und doch ist es wahr, die Baumaterialien der großen Cheops-Pyramide würden hinreichen, um eine 24 Fuß hohe, 6 Fuß dicke und 338 deutsche Meilen lange Mauer zu errichten. Wahrscheinlich wollten die alten ägyptischen Könige ihre Größe dadurch verewigen, und diese Gebäude waren, wie man annimmt, zu deren Begräbniß bestimmt. Die Obeliskten sind ebenfalls vier-eckige, oben ganz spitz zulaufende, aber aus Einem Stein gehauene Säulen von 50 — 180 Fuß. Man begreift kaum, wie es der menschlichen Kraft möglich gewesen ist, diese aufzurichten. Die Katakomben sind große unterirdische, in Felsen eingehauene Todtengewölbe, in denen man viele Tausend einbalsamirte Leichen, (Mumien) findet, welche zum Theil sogar in marmornen und alabasternen Särgen eingeschlossen sind.

Um 500 v. Chr. wurde die Pharaonenherrschaft von dem Perserkönig Cambyses gestürzt, und seit dem hat dieses merkwürdige Land immer fremde Völker zu Beherrschern gehabt. Alexander der Große verdrängte (333) die Perser und erbaute Alexandrien, wohin sich nun nach Tyrus Zerstörung der Welthandel zog, und das bald durch seinen Reichthum, sowie Pracht und Ueppigkeit, wie nicht minder durch seine ungeheuren Büchersammlungen und als Sitz der Wissenschaften weltberühmt wurde. Mit dem Tode Alexanders beginnt in der Person des damaligen Statthalters von Aegypten, Ptolemäus, die lange Reihe von Königen, welche alle Ptolemäus hießen, und wovon jeder seinen Beinamen hatte. Hier herrschten die Ptolemäer und in Syrien, womit Aegypten von nun an fast immer im Kampfe lag, die Antiochier. Da die Fürsten dieser Reiche sammt ihren nächsten Umgebungen eigentlich Griechen waren, so geschah es, daß griechische Sprache, Sitte, Kunst und überhaupt griechischer Geist ins Morgenland eindrang und sich mit morgenländischer Bildung vermischte. Der letzte des ptolemäischen Stammes war die reizende Königin Cleopatra. Unter ihr kam es 30 v. Chr. unter römische dann unter arabische und zuletzt 1517 unter türkische Botmäßigkeit.

Jetzt besteht Aegyptens Bewohnerschaft aus Türken, welche gleichsam den Adel des Landes ausmachen, — Kopten (30,000 Familien) Abkömmlingen der alten Aegypter, die sich zwar zur christlichen Religion bekennen, aber treulos und falsch sind, — und Arabern, welche die Mehrzahl der Bewohner ausmachen, und in Beduinen, die unter Zelten in der Wüste haufen, und Ansässige zerfallen. — Als eine Merkwürdigkeit in Aegypten erwähnen wir noch die erstaunliche Menge von Hühnern, die in Brutösen (386) aus-

gebrütet werden. Nimmt man an, daß in jedem Ofen 6 — 8 Mal gebrütet wird, und daß jede Brut aus 40 — 80,000 Eiern besteht, so gibt dies im Durchschnitt jährlich 100 Mill. Küchlein, da $\frac{1}{3}$ Theil von den Eiern keine Jungen geben.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Beise nur das Lüstchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dusteten gar wonniglich
Durch die öden Räume.

Rauher war mein Postillon,
Wie die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

en 6 — 8
 0,000 Ciern
 l. Kuchlein,

Wald und Flur im schnellen Zug
 Kaum begrüßt — gemieden.
 Und vorbei, wie Traumesflug
 Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
 Lag ein Kirchhof innen,
 Der den raschen Wanderblick
 Hielt zu erstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
 War die weiße Mauer,
 Und das Kreuzbild Gottes stand
 Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
 Stiller jetzt und trüber;
 Und die Kofse hielt er an,
 Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Reß und Rad
 Mag's euch nicht gefährden:
 Drüben liegt mein Kamerad
 In der kühlen Erden!“

Ein gar herzliches Gesell!
 Herr, 's ist ewig Schade!
 Keiner blies das Horn so hell,
 Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
 Dem dort unterm Rasen
 Zum getreuen Brudergruß
 Sein Leiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
 Frohe Wandersänge.
 Daß es in die Grabesruh'
 Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Lenau.

Leichenfeier in Indien.

Ein Hauptzug in dem Charakter der Hindus ist die beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden unter den ungünstigsten Umständen behaupten, und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. So besteht noch jetzt in ihrer ganzen Strenge eine Eintheilung des Volks, deren Ursprung völlig unbekannt ist, welche aber schon vor Jahrtausenden in Kraft war. Das ganze Volk der Hindus zerfällt nämlich in vier Haupt-Kasten, oder vielmehr Jatayias d. h. Stände, oder Varnani d. h. Farben, wie sie im Lande selbst heißen, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche unwiderruflich vorschreibt, so daß es eben so unmöglich ist, aus einer Kaste in die andere überzugehen, als das Gewerbe einer andern zu treiben. Wer die Pflichten seiner Kaste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volkes herab. Diese vier Haupt-Kasten sind die der Braminen, der Kschatiras, der Visas oder Vaisyas und der Sudras. Die Braminen bilden die Kaste der Priester, Gelehrten und Beamten, die Kschatiras bilden den Soldatenstand, die Visas den Stand der Ackerbauer und Kaufleute und die Sudras den Stand der Handwerker. Außer diesen vier Kasten gibt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Kaste anerkannt wird, das sind die zahlreichen und unglücklichen Parias, die Proletarier Indiens. Außerdem aber und unabhängig von der Kasten-Eintheilung finden sich abweichende

Gebräu
welche
ten abe
dem Le
Im Be
Gebräu
vor star
in der
hausen
über B
Jahren
aber der
Sitten
hatte n
Geschäft
zusehen
sehen k
Wzagas
dem G
Mann
Theile
Halbins
schiebt.
ging zu
nach ei
männlich
saß. (C
Jahren
und wo
pen wi
dessen
durch d
wurde.
D
Viertel
gegrabe

) Be
Df
gel
tel

Gebrauche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Sekten, welche durch alle Kasten hindurchgehen. Eine der gräßlichsten Sitten aber ist die, die es den Wittwen zur Pflicht macht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Im Bereiche der englischen Besitzungen wird diesem schauderhaften Gebrauche indessen von Seiten der Regierung entgegen gearbeitet; vor fast 30 Jahren war aber die Sitte noch so allgemein, daß in der Provinz Bengalen 1818 sich 839 Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten, und in einem Parlamentsbericht über Bengalen wird die amtliche Mittheilung gemacht, daß in 4 Jahren sich 2366 Frauen feierlich dem Flammentode geweiht. Um aber dem geneigten Leser einen weiteren Blick in diese fanatischen Sitten zu gewähren, wollen wir Augenzeugen reden lassen. — „Ich hatte mich in Vizagapatnam einige Stunden aufgehalten und meine Geschäfte glücklich abgemacht. Schon dachte ich meine Reise fortzusetzen, als ich von einem Begräbnisse hörte, das ich mit anzusehen beschloß. Es war zu Belur, nur anderthalb Stunden von Vizagapatnam. Eine junge Wittve von der Kaste (dem Stande, dem Geschlecht) der Kschatira sollte sich mit dem Leichnam ihres Mannes in einer Grube verbrennen, statt daß es im südlichen Theile von Koromandel (der Ostküste auf der diesseitigen ostindischen Halbinsel) und in andern Gegenden auf einem Scheiterhaufen geschieht. Ich glaubte, diese Feierlichkeit nicht veräumen zu müssen, ging zu Fuß nach dem genannten Dorfe, und wurde sehr bald nach einem Hause gewiesen, wo die Wittve, umgeben von ihren männlichen und weiblichen Verwandten, unter einer Art Baldachin saß. Es war ein junges, wohlgebildetes Weib, von höchstens 28 Jahren, mit einer äußerst sanften Physiognomie. Sie theilte dann und wann unter ihren Verwandten Betel*) aus, bewegte die Lippen wie eine Betende und schien vollkommen gefaßt zu sein. Indessen konnte ich sie nicht ohne Mitleid betrachten, bis ich endlich durch die Menschenmasse mit fort, und nach dem Plage gezogen wurde, der zur Feierlichkeit bestimmt war.

Der Platz lag außerhalb des Dorfes, ungefähr eine kleine Viertelstunde davon. Man hatte in der Mitte desselben eine Grube gegraben, die, bei 10 Fuß Länge, 8 Fuß breit und tief zu sein

*) Betel ist eine rebenartige, zum Pfeffergeschlecht gehörige Pflanze in Ostindien und dem südlichen Asien, deren Blätter, mit Tabaksblättern, geislichem Kalk und der Arekanus vermischt, als ein Verdauungsmittel in jenen Ländern allgemein gekaut werden.

die beinahe
ommen und
it Fahrtau=
und welche
des Christens
Strenge eine
t ist, welche
ge Volk der
iehr Jatayas
Lande selbst
rt an ihren
unwiderruf=
einer Kaste
ern zu frei=
wird ausge=
rab. Diese
schatiras,
aminen bil=
e Kschatiras
erbauer und
Außer die=
ie aber nicht
nd unglück=
em aber und
abweichende

schien. Sie war bereits mit einer entsetzlichen Menge glühender Kohlen angefüllt; dennoch warf man von allen Seiten noch immer große Holzstücken hinein. Bald darauf rückte der Leichenzug an, und plötzlich war die Grube mit hohen Matten umringt. Die Zuschauer zogen sich zurück, die ganze Masse bildete einen großen Kreis; da näherte sich das Opfer ehelicher Zärtlichkeit.

Sie war auf's prächtigste angekleidet und mit einer Menge Juwelen bedeckt. In der Hand hielt sie eine kleine mit Gewürznägeln besetzte Zitrone, wovon sie hiezuweisen zu riechen schien. Neben und hinter ihr gingen ihre Verwandten und mehrere Braminen, und eine große Menge Weiber folgten. Voran zog ein Haufe Musikanten und spielte die fröhlichsten Lieder. Ehe sich indessen die Wittve der Grube näherte, legte sie ihre prächtigen Gewänder und Juwelen ab, vertheilte dieselben unter ihre Verwandtinnen, badete sich, während ihre Freundinnen einen dichten Kreis um sie schlossen, in dem benachbarten Weiher, und legte hierauf ein einfaches Gewand von Baumwolle an. Jetzt trat sie muthig und mit kräftigen Schritten wieder vor den Zug, und näherte sich unter den Lobgesängen der Braminen und den rauschenden Tönen der Musik allmählig der immer noch umhangenen Grube, an deren Rande der Leichnam ihres Mannes auf einer Bahre lag.

Als sie hier angekommen war, blieb sie einige Augenblicke stehen, sah ihn mit den zärtlichsten Blicken an, schlug sich vor die Brust und brach in laute Thränen aus. Endlich verbeugte sie sich, verließ die Bahre und ging dreimal um die Grube herum, wobei sie nie den Leichnam zu grüßen vergaß. Jetzt, bei dem letzten Male, blieb sie wieder vor ihm stehen, wendete sich zu ihren Verwandten, nahm mit völliger Ruhe Abschied von ihnen, empfing von einem Braminen einen Krug mit Del, goß etwas davon auf den Leichnam, setzte sich das Gefäß auf den Kopf, rief drei Mal mit lauter Stimme: *Ra r a i n a!* (Gott) und sprang freudig und unverzag in die brennende Grube hinein. Man hatte in demselben Augenblicke die Matten fallen lassen, zu gleicher Zeit ward auch der Leichnam hineingeworfen und alles in einem Augenblicke mit bereit gehaltenen Bränden bedeckt. Die Trommeln, die Becken, die Trompeten tönten lauter, die anwesenden Weiber erhoben ein gräßliches Freudengeschrei und hoch schlugen die knisternden Flammen zu den Wolken empor.

Ein anderer Reisender, der ebenfalls Zeuge eines Leichenzuges in Indien war, erzählt darüber Folgendes:



glühender
noch immer
henzug an,
Die Zu-
nen großen

ner Menge
it Gewürz-
hen schien.
hrere Bra-
en zog ein
he sich in-
chtigen Ge-
berwandtin-
Kreis um
hierauf ein
nuthig und
e sich unter
Tönen der
an deren

Augenblicke
sich vor die
igte sie sich,
am, wobei
dem letzten
ihren Ver-
mpfung von
en auf den
i Mal mit
g und un-
demselben
ward auch
enblick mit
die Becken,
erhoben ein
den Flams
Leichenzuges



Leichenfeier in Indien.

Ne
besucht u
noch mi
Mensch
wegte sic
lärmende
folgte in
merke
solte hie
diesem al
meiner G
was erse
Wi
gelbe Fa
Volk, w
ihnen ein
nicht un
vorwärts
dichte S
Erde ver
storbenen
verbrenne
Schweige
die jünger
gebote
„Fürchte
rückzueh
aufmerks
fester S
aber die
mel, w
Darauf
und entf
dem er f
die Vert
ihren Fi
Schmerz
sprachene
samkeit
der feierl
tete man

Noch vor meiner Abreise hatte ich in Delhi eine Pagode besucht und gerade zur rechten Zeit, um eine feierliche Prozession noch mit ansehen zu können. Ein langer, unübersehbarer Zug von Menschen, die Freudenteschrei und Traueröhne hören ließen, bewegte sich durch die Straßen hin; unter diesem furchtbaren und lärmenden Haufen fiel mein Blick besonders auf drei Frauen. Ich folgte in derselben Richtung, nach welcher hin sie gingen, und bemerkte bald darauf einen großen Scheiterhaufen. Ohne Zweifel sollte hier eines der barbarischen Opfer gebracht werden, welche bei diesem abergläubischen Volke gebräuchlich sind. Ich und noch einige meiner Gefährten entschlossen uns, hier zu bleiben und zu sehen, was erfolgen würde.

Wir sahen zwei lange Reihen von Priestern, vor denen eine gelbe Fahne flatterte, mitten im Gewühle des Haufens stehen; das Volk, welches sich überall in dichten Schaaren hinzudrängte, bewies ihnen eine so große Achtung, daß ihre Reihen durch den Tumult nicht unterbrochen wurden. Die Prozession bewegte sich langsam vorwärts, die drei Unglücklichen, vom Kopf bis auf die Füße in dicke Schleier gehüllt, bereiteten sich auf ihren Abschied von der Erde vor. Es waren drei Wittwen, die dem Andenken ihrer verstorbenen Männer zu Ehren sich auf dem Scheiterhaufen wollten verbrennen lassen. Ringsum im ganzen Haufen herrschte das tiefste Schweigen; einer der Priester trat zu jenen Frauen, und that an die jüngste derselben die Frage, welche durch die heiligen Bücher geboten wird (denn das Opfer soll freiwillig dargebracht werden): „Fürchtest du den Tod? Jetzt ist es noch Zeit, in das Leben zurückzukehren.“ Eine kurze, aber ängstliche Pause erfolgte. Das aufmerksam zuhörende Volk athmete kaum. Mit sanfter, aber fester Stimme sagte die junge Frau: „Ich fürchte den Tod nicht, aber die Schande.“ Jetzt erhob sich ringsum ein dumpfes Gemurmel, welches sich immer mehr vergrößerte und weiter verbreitete. Darauf näherte sich ein Priester dem Opfer, entriß ihr den Schleier und entkleidete sie langsam; dann aber fiel er vor ihr nieder, indem er sie schon als eine Himmelsbewohnerin ansah. Darauf kamen die Verwandten der Unglücklichen herbei und warfen sich flehend zu ihren Füßen nieder, aber sie blieb gefühllos und taub gegen deren Schmerz und Bitten, und wir hörten, wie sie ihren vorher ausgesprochenen Entschluß, wiewohl viel leiser, wiederholte. Die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Zuschauer steigerte sich, als der Schluß der feierlichen Handlung nahte. Voll ängstlicher Neugierde erwartete man die letzte Prüfung, welche die junge Frau zu bestehen hatte.

In diesem Augenblicke drängte sich ein kleines, bildschönes Kind bis zu seiner Mutter hin, die eben den Flammentod erleiden sollte. Es weinte bei ihrem Anblick, denn es fühlte, daß mit der Mutter sein ganzes Glück, seine letzte Hoffnung verloren gehe. Es weinte, und die Thräne der Unschuld rührte den ganzen versammelten Haufen. O! wenn doch in diesem Augenblicke mitten in der bewegten Menge die Stimme eines Weisen sich hätte hören lassen, die tadelnd diese fürchterlichen Opfergebräuche verworfen und alle diese durch den Aberglauben Verblendeten zu dem Befehz der Natur zurückgeführt hätte!

Der Anblick ihres weinenden Kindes füllte auch das Auge der Mutter mit Thränen; sie erbleicht, schreitet einige Schritte vor und scheint das Kind umarmen zu wollen. „Mein liebes Kind,“ sagte sie, „du wirst nun keine Mutter mehr haben!“ und unter Schluchzen und Thränen kämpft sie den bittersten Kampf, um das Muttergefühl in ihrer Brust zu unterdrücken.

„Mutter,“ rief das Kind, „verlaß deinen armen A l a d e l nicht, der dich liebt.“ Es weinte von neuem, auch die Mutter schluchzte. Ihre Klagen verhallten in dem dumpfen Geräusch der Seufzer, die der ganze versammelte Haufe ausstieß. Die Priester schienen unwillig zu werden.

Aber die junge Hindu, Alles um sich her vergessend, drückte ihr Kind an das Herz, lieblosete es, bedeckte es mit feurigen Küssen und verlängerte diese rührende Scene so, daß es schien, als behauptete die Natur ihr Recht und sei ihr Aberglaube besiegt. Das Volk betrachtete die Bewegung derselben mit Theilnahme und Mitleiden, es fühlte den Kampf mit, der in ihrem Innern vorging, fürchtete aber doch, daß der Muth, den Tod zu erdulden, ihr jetzt mangeln würde. Ein düstres, trauriges Schweigen herrschte über die ganze Versammlung.

Stumm und unbeweglich, o die Unbarmherzige! läßt die Mutter das Kind ihren Armen entgleiten; doch noch einmal umarmt sie es, das lächelnd und vertrauend zu ihr aufblickt, als ob ihr Herz erweicht sei. Aber auf einmal hebt sie ihre Augen zum Himmel empor, ihr vorher so bleiches Gesicht färbte sich mit einer feurigen Röthe, ihre Thränen versiegten plötzlich, sie athmet ruhiger; etwas Großes und Bedeutendes scheint in ihrem Innern vorzugehen — die Stimme der Natur ward in ihr erstickt. Sie sprach:

„O mein Gott! o Brahma, verleihe mir Muth!“

Dann sag aus mein umgeben

Hier ergriff un „Meine U Aber die auf zu w gingen.

rücksichtigt Scene ger nen des s sunken zu

Noch

„Mutter, Bösen! u

tug es i

endlich wo

unter den

Trauer = 1

belnd zum

junge Wi

zum Him

einer über

men ausz

zehrt, di

feierlichem

sich die W

Im

heimliche

terstuhl zo

ten, mit l

zu stellen,

einzufinden

phalen, d

Dann sagte sie mit grausamer Entschlossenheit: „Bringt das Kind aus meinen Augen fort!“ und fiel ohnmächtig in die Arme der sie umgebenden Frauen.

Hierauf traten zwei Priester herzu, von denen einer das Kind ergriff und es, ungeachtet seines entsetzlichen Geschreies, davon trug. „Meine Mutter!“ schrie es, „ach, gebt mir meine Mutter wieder!“ Aber die schwache Stimme des Kindes verstummte endlich, es hörte auf zu weinen, denn sein Schmerz war in Verzweiflung übergegangen. Es ward hinweggetragen, ohne daß man sein Leiden berücksichtigte. Aber auch die versammelte Menge war durch diese Scene gerührt worden. Alle waren tief bewegt und vergossen Thränen des Mitleids. Die junge Wittve schien ohnmächtig niedergesunken zu sein.

Noch einmal hatte das Kind seine Stimme erhoben und rief: „Mutter, Mutter, komm doch, sie wollen dich verbrennen, die Bösen! und dein Madel soll dich nicht wieder sehen!“ Aber man trug es immer weiter von diesem schaurigen Plage hinweg, und endlich war es unseren Augen entschwunden. Hierauf wurde Feuer unter den Scheiterhaufen gelegt, und während die Priester ihre Trauer- und Opfergesänge anstimmten, schlugen die Flammen wirbelnd zum Himmel empor und hüllten die drei Frauen ein. Die junge Wittve erhob, als die Flammen sie erreichten, ihre Augen zum Himmel, und es schien sich auf ihrem Gesichte das Gefühl einer überschwenglichen Glückseligkeit durch diesen Tod in den Flammen auszudrücken. Nach einiger Zeit hatte das Feuer alles verzehrt, die Opfer waren verschwunden, das Feuer erloschen, in feierlichem Zuge kehrten die Priester zurück, und schweigend wälzte sich die Masse des Volkes ihnen nach.

Die Behmgerichte.

Im Mittelalter bestanden durch ganz Deutschland furchtbare, heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestrafte. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten sie in Westphalen, darum hießen sie auch die westphälischen Freigerichte; den

Namen Behmgerichte hatten sie aber von dem altdentschen Worte vervehmen, das so viel heißt, als verbannen, verfluchen.

Jedes solches Gericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Weisiger, die man auch Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Behme wußten. Solcher Weisiger mußten wenigstens vierzehn sein; gemeinlich waren deren aber viel mehr. Man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100,000 verbreitet waren, denn in jeder Stadt hielten sich Wissende auf, von denen die Bürger beobachtet wurden. Ihre Sitzungen nannten sie Freidinge. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte auf rother Erde, das heißt im Westphälischen, belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen bei ihrer Aufnahme zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit abnahm, war fürchbar: „Ich schwöre,“ mußten sie sprechen, „die heilige Behme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Ein Schöppe, der seinen Eid brach, der sollte der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Schuh höher als andere Scheime, gehakt werden. Sämmtliche Freisühle erkannten den Kaiser für ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westphalen aus hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet. Freigrafen und Freischöppen erkannten sich einander, wie unsere Freimaurer, an gewissen Zeichen oder einem Lösungsworte.

Hatte Jemand einen Raub oder Mord begangen, war er sich der Zauberei oder Kegerci bewußt, so hatte er Ursache genug, vor dem fürchbaren Richterstuhl der Wissenden zu zittern, selbst wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde alsdann von einem der Freischöppen vor dem heimlichen Gerichte angegeben, und wenn dieser mit einem Eide erhärtete, daß das Verbrechen wirklich von ihm begangen worden sei, wurde der Angeklagte zur Verantwortung vorgefordert. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern einer von den Freisrohnen schlich sich des Nachts ungesehen an die Manen des Schlosses oder des Hauses, wo der Angegebene wohnte, und schlug die Ladung an die Thüre an. Dieser mußte sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner schon ein Abgeordneter der heiligen Behme, der ihn

mit verfa
Nacht in
unterirdi
Lichte ir
ihnen u
Stimme
angeklag
er sich l
Bürde
verurthe
gelassen,
mit eine
Gemeini
und All
der Hen

St
die Bor
Mal au
schöppen
vollziehe
folgt bei
einem ei
in die L
terstützt,
aber wu
Erde ge
gemeiner
verurthei

Di
heimlich,
die Wiss
auf dem
halten.
ler Gloc
baren G
freie Felt
Freigraf
lagen n

Bug.

mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dichten Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie verumumt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu verteidigen. Konnte er sich befriedigend beantworten, so wurde er freigesprochen, und eben so geheimnißvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurtheilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolsch niedergestoßen oder an einen Baum aufgeknußt. Gemeiniglich mußte der jüngste Schöppe das Henkeramt verrichten, und Alles wurde so geheim gehalten, daß Niemand erfuhr, wer der Henker gewesen sei.

Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. blieb er auch das dritte Mal aus, so erfolgte die Verurtheilung, und einige von den Freischöppen erhielten den Auftrag, den Spruch der Richter an ihm zu vollziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Traf ihn einer von den Schöppen an einem einsamen Orte, so stieß er ihm ohne Umstände ein Messer in die Brust, oder knüpfte ihn, von einigen seiner Gesellen unterstützt, an den nächsten Baum auf. Das blutige Mordgewehr aber wurde neben den Leichnam des Getödteten gelegt oder in die Erde gesteckt, zum Zeichen, daß er nicht unter den Händen eines gemeinen Mörders, sondern, von der Hand der heiligen Behme verurtheilt, durch die Hand eines Wissenden gefallen sei.

Die Sitzungen der heiligen Behme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden verumumt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhof des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündete dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer fürchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem großen Kreis niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Degen oder Dolsch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Ruf eines Mordes oder Diebstahls, oder eines andern von den schon genannten Verbrechen stand, so trat ein Schöppe zu ihm hin und sagte ihm ins Ohr: „Freund, es ist anderswo eben so gut Brod essen, wie hier.“ Das hieß: Hast du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöppe Einen zum dritten Mal mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern ganz überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum aufgeknüpft.

So empfing nun freilich gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder durch die Verwendung seiner Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen zu sein glaubte, durch das unbestechliche heimliche Gericht doch den verdienten Lohn; es ist aber leicht einzusehen, wie viele schuldlose Menschen auch aus Feindschaft, Rache, Bosheit von gewissenlosen Feinden fälschlich angegeben und ein Opfer ihrer Lücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurtheilt, und erst nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich Zeit, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. Allgemein wünschte man daher die Aufhebung dieser Gerichte; sie erhielten sich aber doch durch das ganze Mittelalter bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Das letzte soll zu Celle, im Hannoverschen, im Jahr 1568 gehalten worden sein. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte waren sie am furchtbarsten.

Der Knabe und das Vögelein.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Das treulos, dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindes Traum.

Ein
Woll Fr
sprach er
der Natu
heit gebe
sprach er

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödtes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?“

In jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gieb acht, gieb acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dasiebst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz die tobte,
Dir säufelte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen,
Das Vögelein aber kehrt nicht mehr.

Lenau.

Die Eichel.

Einem alten frommen Braminen ward ein Urenkel geboren.
Voll Freude über den Segen, der seinem Hause wiederfahren war,
sprach er: „Ich will hinausgehen und dem großen Geist und Vater
der Natur danken, der uns gesegnet hat. Möchte er mir Gelegen-
heit geben, ihn durch irgend eine gute That zu verehren!“ So
sprach er und ging.

Mit dem lebendigen Gefühl der Verehrung des großen, wohlthätigen Geistes trat der Greis in das Gefilde und in die Schatten der Bäume. Jeder seiner Gedanken war ein Gebet. Noch funkelten die Tropfen eines frischgefallenen Regens an Halmen, Blüten und Blättern. Die Natur schien ihm verjüngt, und schöner als je, obwohl er schon neunzig Mal den Frühling gesehen hatte. „Sie ist das Werk des guten Geistes,“ sprach er. „Dem, der ihn verehrt und in dem Gebilde den Bildner erkennt, veraltet sie nicht.“

Der Greis setzte seinen Weg fort. Da fand er auf dem betretenen Pfade eine Eichel. Schon hatte der Regen durch seine befeuchtende Kraft den Keim hervorgelockt; die äußere Schaafe war zerspalten. Aber der Keim konnte nicht wurzeln, auf dem harten, kahlen Pfade. Der Greis blickte sich, nahm sie auf und sprach: „Schön, daß mich mein Weg hierherführte. Leicht hätte dich der Fuß des Wanderers zertreten oder der Sonnenstrahl vertrocknet. Wohl mir! Hier kann ich ein gutes Werk thun und meine innere Empfindung durch That vollenden, indem ich die Zwecke der weisen Natur befördere, die mit jedem Athemzuge uns eine Wohlthat ersendet. Auch die kleinste Dankbarkeit ist eine süße Pflicht.“

Ein Jüngling, der hinter dem Eichbaum stand, hatte die Worte des Braminen vernommen. Er trat hervor und lächelte spöttisch. „Waram lächelst du?“ fragte ihn der Greis. Der Jüngling antwortete: „Ueber deinen kindischen Sinn, mein Alter: daß du dich freuen kannst, einer Eichel das Leben gerettet zu haben.“ — „Jüngling, sagte der Bramin, „wie vermagst du meinen Sinn zu kennen, da du mich heute zum ersten Mal siehst? Und darum spottest du des kleineren Diersties, den ich der Natur zu leisten gedente. Ihr gilt das Samenkorn so viel, als der Baum, und ohne jenes wäre dieser nicht. Auch die Tugend, mein Sohn, beginnt mit dem Kleinen und steigt von diesem zu dem Größern hinauf. Aber je mehr sie sich ihrem Urbilde und der Vollendung nähert, um desto mehr neigt sie sich zur Demuth und zur Einsalt. Und dann gilt ihr das Kleinste so viel als das Höchste. Sendet nicht auch Brama seinen Strahl und Thau auf den Grassalm und die Palme hernieder?“ So sprach der Greis mit freundlichem Ernst.

Der Jüngling entfernte sich, schweigend und voll Ehrfurcht. Er hatte den edlen Greis in seiner Würde gesehen. Er wünschte zu sein, wie er; denn selbst der Reichthum muß in seinem Herzen die Tugend verehren.

De
umher u
mann v
Baum f
erfreuen.
Pflanzer
ken? I
seit Ges
selbst sei

Er
Dornen
und Me
Hirt ent
erwidert
ist, werd
gen besch
arbeiten
Natur a
und die
vollbrach
„Wer a
Erfahrer

All
Urenkel
Er aber
ihm wid
während
hörten i
„es ist
man fir
wo man
und bli
des häu

D
und erh
Baum.
auf dem
seln hör
Bramin
suchten

Der Bramin setzte seinen Weg fort zu einem Hügel, der ringsumher mit Dornen bewachsen war. Ihm begegnete ein Handelsmann und fragte: „Denkest du noch aus der Eichel dir einen Baum zu erziehen? Du wirst wohl schwermüthig dich seines Schattens erfreuen.“ Der Greis antwortete und sprach: „Muß man beim Pflanzen nur an den Schatten des Baumes und an sich selber denken? Macht es denn die Natur so? Mein Sohn, wer nicht erst seit Gestern und Vorgestern gepflanzt hat, findet in dem Pflanzen selbst seinen Beruf und seine Freude.“

Er kam an den Hügel. Auf der Spitze desselben, unter den Dornen, vergrub er die Eichel und bedeckte sie sorgsam mit Erde und Moos. „Wie! Unter die Dornen pflanzest du?“ rief ihm ein Hirt entgegen. „Du sorgest übel für deinen Pflegling.“ — „Freund,“ erwiderte der Bramin, „so lange das Pflänzchen zart und klein ist, werden die Dornen es vor rauhen Winden und vor Verletzungen beschirmen, und nimmt es zu, so wird es sich selbst hindurcharbeiten: denn es ist eine Eiche. Mein Sohn, ich habe dieses der Natur abgelauscht. Die gute Mutter bedenkt zugleich die Zartheit und die Stärke ihrer Pflegekinder.“ Nachdem der Greis sein Werk vollbracht hatte, trat er fröhlich den Rückweg zur Heimath an. „Wer am Wege baut,“ dachte er, „hat viele Meister; aber der Erfahrene geht seinen eigenen Gang.“

Als er sich seiner Hütte näherte, sprangen ihm Enkel und Urenkel entgegen und fragten: „Wo bist du so lange gewesen?“ Er aber versammelte sie um sich her und erzählte ihnen Alles, was ihm widerfahren war. Und die Kindlein lieblosseten den Greis, während er redete; die älteren aber hingen an seinen Lippen und hörten ihm zu. „D!“ sagte der Greis, als er vollendet hatte, „es ist doch nirgend schöner, als in dem Schooße der Natur, wenn man kindlich ihren Vater liebt, und in dem Kreise der Seinen, wo man kindlich geliebt wird. Ja, liebevoller Brama,“ rief er und blickte zum Himmel empor, „im stillen Kreise der Natur und des häuslichen Lebens steht dein heiliger Tempel!“

Die neugepflanzte Eiche wuchs bald aus dem Keime hervor und erhob sich über die Dornen und ward ein krauser, schattiger Baum. Da starb der Greis, und seine Geliebten begruben ihn auf dem Hügel. Und wann sie den Baum sahen und sein Säuseln hörten, gedachten sie des Segens und der weisen Sprüche des Braminen bis zu den spätesten Zeiten, und erzählten von ihm und suchten zu werden, wie er.

Dem das Wort eines weisen Mannes ist, wie ein Samen-
korn im fruchtbaren Boden.

Krummacher.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort,
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forschet dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr',
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in dem Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht. —
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Ermahnt es ihn der ernstesten Klosterpflicht.

Im Lauf erreicht er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor,
Er stutzt — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle gehend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andern sitzt dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende, wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er sagt's, — da murmelt man durch's Heiligthum
Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr.

Der Letzte dieses Namens tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan! —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr:
 Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
 Da wird ein großes Gotteswunder klar:
 Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Ha, welche Lösung! plöglich graut sein Haar,
 Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
 Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
 Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
 Drum grübelst nicht, denkst meinem Schicksal nach!
 Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
 Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!

Wolfg. Müller.

Corporal Spohn.

Man kennt in Coblenz und im Thal
 Noch Spohn den alten Corporal.
 Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
 Verdient er wohl ein Monument?
 Der Spohn war ein getreuer Mann,
 Getreuern Niemand finden kann.
 Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
 Sein Kaiser hieß Napoleon.
 Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
 Sich vorgewagt mit Unbedacht.
 Da ward er plöglich angesprengt,
 Von Feinden rechts und links bedrängt.
 Kosacken sind's, auf schnellem Ros
 Entflieht der Kaiser vor dem Troß.
 Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt;
 Der Kaiser ist des Lebens quitt.
 Das sah der Spohn, der war nicht faul:
 „Herr Kaiser,“ rief er, „mir den Gaul,
 Mir den berühmten eck'gen Hut,
 Flieht, cure Rolle spiel' ich gut.“

Zur Erde sprang Napoleon,
 Auf seinem Schimmel saß der Spohn.
 Den eck'gen Hut wohl auf dem Haupt
 Der Feind sich nicht betrogen glaubt.
 Er sprengt heran und jauchzt den Fang,
 Und steht zu spät, daß er mißlang.
 Als sie den Corporal nun schaun,
 Da ward der Spohn zusammengehaun.
 Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
 Hat einen Corporalshut auf.
 Von dieser Zeit, hört ich einmal,
 Hieß er der kleine Corporal.
 Der große Corporal war Spohn,
 War größer als Napoleon.

R. Simrock.

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Vermont.

Der Staat Vermont, zwischen Neu-Hampshire und Neu-York, Kanada und Massachusetts, besteht seit 1791 als eigener Staat. Noch vor 80 Jahren war ganz Vermont ein großer Wald; der Anbau hat aber große Fortschritte gemacht, obgleich der Staat, von der See getrennt, vorzugeweise auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen ist. Das grüne Gebirge, welches Vermont von Norden nach Süden durchschneidet, ist mit dichten Wäldern bedeckt, und unzähliges Wild hat hier seinen Aufenthalt. So sicher der Jäger noch auf Beute rechnen kann, so mühsam ist aber auch die Jagd, indem es gilt, sich einen Weg durch den Urwald zu bahnen. Da läuft denn der kühne Waidmann nicht selten Gefahr, durch eine überwachsene Spalte in eine Schlucht hinunter zu stürzen. Ein Reisender, der sich einige Zeit in Vermont mit der Jagd beschäftigte, erlebte ein solches Abenteuer, indem er von der Nacht überfallen wurde und sich noch auf der Höhe des Gebirges befand. Doch wir wollen ihn selbst erzählen lassen.

Meine Lage wurde sehr mißlich, denn das Geringste, was mir drohete, war, die Nacht da zuzubringen, wo Ermüdung meinem Marsche ein Ziel setzen würde. Ich war sehr leicht gekleidet, und eine Nacht auf dem Felsen zu durchwachen, war zum mindesten ein sehr kühnes Unternehmen; übrigens fühlte ich einen Appetit,

den die fr
 ich, „unte
 gewiß nich
 den Umar
 Traurige
 zu dringen
 ich ward
 dunkler, u
 Daub zu
 Lehr entsag
 um daselb
 Gedanken,
 ren sicher
 bequemerer
 tief genug
 ganz dicht
 diesen Ver
 es mir, e
 die hell le
 in die Hö
 Besuch.
 lagerte mi
 sichtbar w
 Je frische
 zu zerstre
 den Lustg
 Menschlich
 scheinung:
 nur die
 wenig die
 Tret
 Bedürfniß
 Flinte sie
 sich ganz
 hin. Ich
 zuweilen
 bis jetzt
 samkeit zu
 fes nicht
 men, da
 konnte, u

den die frische Höhenluft eben nicht verminderte. „Ach!“ seufzte ich, „unter die, welche heute ein Abendessen genießen, gehöre ich gewiß nicht, und wenn ich einschlafe, erwache ich wahrscheinlich in den Umarmungen eines Bären oder eines andern Waldungethüms.“ Traurige Aussicht! Nichts desto weniger entschloß ich mich, weiter zu dringen, in der Hoffnung, die Wolke werde sich zertheilen; aber ich ward in meiner Erwartung gänzlich getäuscht. Es ward immer dunkler, und hie und da begannen die Sterne schon durch das dicke Laub zu funkeln. Ich sah ein, daß ich jeder Hoffnung zur Rückkehr entsagen und irgend einen möglichst sichern Ort suchen mußte, um daselbst bis zum Morgen zu ruhen. Anfangs kam ich auf den Gedanken, auf einen Baum zu klettern, um vor den wilden Thieren sicher zu sein; allein der kalte Wind rieth mir bald zu einem bequemeren Schutort. Endlich entdeckte ich eine enge Höhlung, tief genug, um mir ein Obdach zu gewähren; die Wände waren ganz dicht mit grünem Moos bedeckt, an welchem überhaupt in diesen Bergen kein Mangel ist. Mit Hülfe meiner Flinte gelang es mir, einen Haufen durrer Blätter und Fichtenzweige anzuzünden; die hell lodernde Flamme, die aus meinem Versteck durch den Nebel in die Höhe stieg, sicherte mich gegen den am meisten gefürchteten Besuch. Die Sonne war untergegangen, düstere Dämmerung umlagerte mich, und das bleiche Licht des am westlichen Horizonte sichtbar werdenden Mondes drang nur zuweilen durch die Wolken. Je frischer aber der Wind wehte, desto mehr schien sich der Nebel zu zerstreuen und mit Bewunderung beobachtete ich die durchscheinenden Luftgebilde, die sich, in tausendfachen Farben spielend, um die Mondscheibe bildeten. Nach und nach verschwand auch diese Erscheinung; der Mond ging unter, der Himmel ward schwarz, und nur die rothen Flammen meines knisternden Feuers erhellten ein wenig die Dunkelheit des Waldes.

Trotz der Beschwerden des Tages währte es lange, ehe ich ein Bedürfnis zum Schlafen fühlte. Das lodernde Feuer und meine Flinte ließen keine Furcht in mir aufkommen. Meine Seele gab sich ganz den Eindrücken der Nacht, der Einsamkeit und Stille hin. Ich lauschte dem Säuseln des Nachwinds und bildete mir zuweilen ein, das Heulen der Wölfe in der Ferne zu hören; allein bis jetzt hatte noch kein Bewohner des Waldes gewagt, meine Einsamkeit zu stören. Endlich beschloß ich, dem Bedürfnis des Schlafes nicht länger zu widerstehen. Ich häufte so viel Holz zusammen, daß es dem Feuer für mehrere Stunden Nahrung geben konnte, und mich im Hintergrunde der Höhle auf den moosbedeck-

ten Felsen niederstreckend, die Flüsse dem Feuer zugekehrt, lag ich bald in tiefem Schlafe. In dergleichen Fällen kann es nicht fehlen, daß man von den Träumen heimgesucht wird. Als meine Augenlieder schwer zu werden begannen, flogen leichte Schatten vorbei, welche die Rauchwirbel im Waldedunkel bildeten, und da meine Ideen immer verworrener wurden, sah ich sonderbare Gesetze, als ob ungeheure Bären auf dem Laubgewölbe tanzten. Dann glaubte ich im Walde umherzuirren; wilde Thiere lauschten hinter jedem Baume, und meine Flinte versagte, wie dies so in Träumen zu gehen pflegt, jedesmal, wenn ich mich ihrer bedienen wollte; hierauf versuchte ich, den Berg hinauf zu klettern, jeder Schritt aber brachte mich rückwärts, endlich langte ich auf dem Gipfel an; eine Wolke von seltsamer Bildung entführte mich, trug mich durch die Lüfte, öffnete sich plötzlich und ließ mich in den Champainsse hinabfallen. In diesem Augenblicke erwachte ich; ich merkte, daß ich instinktmäßig mit etwas kämpfte, daß mich in der That umfaßt hielt. In einem Augenblicke fühlte ich mich heftig ungerissen, und einen Stoß, der mich fast betäubte. Ich glaubte noch zu träumen und blickte noch umher; überall tiefe Finsterniß, nur über meinem Haupte ein eigenthümlicher Lichtstrahl, wie eine Oeffnung im Himmel, durch welche zuweilen ein schwacher röthlicher Schimmer flammt. Ich erhob mich und versuchte weiter zu gehen, aber überall stieß ich auf senkrechte Felsenmauern. Ich sah mich jetzt genauer um und entdeckte endlich, daß ich mich in einer tiefen Höhle befand, und daß das Licht von eben durch eine Oeffnung fiel, welche wahrscheinlich meine Eingangsthür gewesen war. Der rothe, flammende Schein konnte nichts anderes als mein Bivouacfeuer sein. Einige Querschungen und der enge Raum, in welchem ich mich eingezwängt sah, überzeugten mich, daß meine gegenwärtige Lage kein Traum war.

Was war nun zu thun? War ich hier zum Hungertode verdammt? Nun, so will ich wenigstens, dachte ich, ehe ich mich der Verzweiflung Preis gebe, erst den Anbruch des Tages erwarten. Vielleicht verbirgt mir die tiefe Finsterniß irgend einen günstigen Ausweg! Plötzlich erschreckte mich ein Geräusch im Hintergrunde der Höhle, und in demselben Augenblicke sah ich zwei leuchtende Augen auf mich gerichtet. Ein Schauer durchrieselte mich, meine Haare sträubten sich, kalte Schweißtropfen rannten über meine Stirn, und vor Schrecken gelähmt, blieb ich stehen. Alle meine Habe hätte ich in diesem Augenblicke für einen Schimmer von Hoffnung hingegeben. Ich war in der Höhle eines Wolfs,



Ich lag ich
nicht feh-
als meine
Schatten
und da
ebare Ges-
en. Dann
ten hinter
Träumen
en wollte;
er Schritt
im Gipfel
trug mich
en Cham-
ich merkte,
der That
tig umge-
ubte noch
niß, nur
eine Deff-
röthlicher
zu gehen,
sah mich
iner tiefen
Deffnung
oar. Der
Bivouak-
n welchem
gegenwärt-

ertod vers-
e ich mich
ges erwart-
inen gün-
m Hinters-
zwei leuch-
setzte mich,
nten über
hen. Alle
Schimmer
es Wolfs,



Ein Abenteurer in den Gebirgen von Vermont.

allein mit
Flucht oder
während st
melte ich
digkeit ein,
darauf gefa
Höhle mein
Jagdmesser
zuschneiden.
mich auf d
zweiflung,
danken bra
einem Win
in seiner L
seine fürcht
daß der W
destoweniger

Meine

hatte der L
gefallen wa
unerwartete
sammmentref
der Spalte
Auch hatte
meines Gr
haben. D
darauf in
dort zusam
gegeben.

Zeit ich m
der Besorg
wieder der
hatte. All
Morgentlich
Genossen
kauert und
steigerte m
war unmö
der Höhle,
Hätte das
Seite zu e

allein mit dem furchtbaren Bewohner, ohne irgend ein Mittel zur Flucht oder Verteidigung. Der Wolf und ich sahen uns fortwährend starr an, aber zum Glück rührte er sich nicht. Bald sammelte ich auch wieder einige Besonnenheit und sah die Nothwendigkeit ein, entweder einen klübnen Entschluß zu fassen oder mich darauf gefaßt zu machen, durch die Zähne des Wolfs in dieser Höhle mein Grab zu finden. Ich hatte keine Waffe außer einem Jagdmesser, mit welchem ich mich versehen hatte, um Zweige abzuschneiden. Ich zog es aus der Tasche und bereitete mich vor, mich auf das Thier zu stürzen. Es war ein Entschluß der Verzweiflung, als mich eine neue Betrachtung plötzlich auf andere Gedanken brachte. Mein wilder Feind kauerte nämlich ganz still in einem Winkel der Höhle; bereits seit mehreren Minuten war ich in seiner Macht, und Alles, was er bisher gethan hatte, war, seine fürchterlichen Augen auf mich zu richten. Ich erinnerte mich, daß der Wolf, so wild und grausam auch gewöhnlich, nichts desto weniger zuweilen auch ein großer Feigling ist.

Meine Vermuthungen täuschten mich nicht. Wahrscheinlich hatte der Wolf in tiefem Schlafe gelegen, als ich in die Höhle gefallen war. Man kann sich daher wohl denken, daß ihn der unerwartete Besuch erschreckt hatte; denn so weit ich mir das Zusammentreffen erklären kann, mußte er in jenem Augenblicke unter der Spalte gelegen haben und ich gerade auf ihn gefallen sein. Auch hatte ich noch eine dunkle Erinnerung, im ersten Augenblicke meines Erwachens mit irgend einem lebenden Wesen gekämpft zu haben. Ohne Zweifel hatte sich der erschrockene Wolf unmittelbar darauf in den entferntesten Winkel der Höhle zurückgezogen und dort zusammengekauert dem unbesiegbaren Instinkte der Furcht nachgegeben. Eine Stunde verging nach der andern, während welcher Zeit ich meinen unheimlichen Wirth immerwährend beobachtete, in der Besorgniß, er möchte seinen ersten Schrecken überwinden und wieder der wilde Wolf werden, den ich im Anfange gefürchtet hatte. Allein er blieb friedlich, wie er war, und als das erste Morgenlicht in schwachen Streifen in die Höhe fiel, sah ich meinen Genossen noch immer auf seinem Beobachtungsposten zusammengeskauert und noch zitternder als ich. Aber die Rückkehr des Lichts steigerte meine Angst. Ueberall unübersteigbare Felsen; zu fliehen war unmöglich. Nur einen Ausweg gab es an dem einen Ende der Höhle, nämlich des Wolfses gewöhnlichen Ein- und Ausgang. Hätte das Thier beim ersten Alarm seine Richtung nach dieser Seite zu genommen, so war es unmittelbar gerettet; allein in

seinem panischen Schrecken hatte es sich lieber versteckt, anstatt zu fliehen, und wagte es nicht mehr, mir den Weg streitig zu machen. Ich mußte nun irgend einen Ausweg erdenken, um mich selbst aus der Sache zu ziehen, denn ich konnte gar nicht hoffen, daß irgend ein menschliches Wesen mir in dieser unbekanntem Einöde zu Hülfe kommen werde. Ein kleiner Streifen des blauen Himmels blickte 20 Fuß hoch über meinem Haupte in meinen finstern Kerker. Wie oft erhob ich die Augen dahin, einen rettenden Engel zu erblicken; mit welcher religiösen Frömmigkeit dachte ich an Daniels wunderbare Rettung aus der Löwengrube! Vergebliche Wünsche! In nicht geringerer Verlegenheit schien sich der Wolf zu befinden. In dieser sonderbaren Lage hatte ich keine andere Aussicht, als den Hungertod, wenn es nicht das Thier vielleicht vorzöge, mich zu verzehren, sobald nur erst die Furcht dem Appetit würde gewichen sein. So verstrichen die Stunden; den Strahlen der Sonne nach zu schließen, die in meine Höhle fielen, mußte es Mittag sein. Hunger und Furcht machten mich schwindlig. Fest in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich nieder, und dachte an die sonderbaren Vermuthungen, zu denen ich Veranlassung geben mußte, wenn man nach Jahren meine Knochen in diesem Felsenloch entdeckte. Plötzlich unterbrach ein dumpfer Seufzer meine Träumerei. Anfangs wähnte ich, der Instinkt des hungrigen Wolfs erwecke dessen Muth, und er bereite sich vor, über mich herzufallen. Ich empfahl Gott meine Seele, denn ich war zu schwach selbst zum geringsten Widerstande; allein bald hörte ich fernes Bellen eines Hundes. Wie soll ich das herrliche Gefühl beschreiben, welches in meiner Seele bei diesen Tönen, die mir Hülfe verkündeten, erwachte, und die mich hoffentlich dem entsetzlichen Schicksal entreißen würde, von einem wilden Thiere zerrissen zu werden, oder in dieser Höhle Hungers zu sterben. Das Bellen kam näher; ich konnte nicht länger zweifeln, daß es meine Freunde waren, die mich suchten. Was mir Hoffnung und Kräfte wiedergab, schien des Wolfes Schrecken zu vermehren. Immer zitternder kauerte er sich an den Felsen an; jedes Klaffen des Hundes beantwortete er mit einem klagenden Gemurr. Sein schärferes Ohr hatte die Töne eher als ich vernommen und unterschieden. Einige Minuten später ließen sich Stimmen von Menschen über meinem Haupte vernehmen, und ein lauter Schrei von mir führte sie sogleich an den Rand der Höhle. Ihr Erstaunen läßt sich denken, als sie mich unten im dunklen Abgrunde sahen. Sogleich banden sie mehrere Baumzweige zusammen und bildeten so eine Leiter, vermittelst

welcher ich
daß ich mei
danken hat
Raum sah
er stürzte e
des Pächter
Zwar
Nacht, alle
oft haben v
Augen ersch
alle Schreck
seiner eigen

Es
Mit
Ein
Wo
Zu
Dr
Da
Ba
So
Ha
Do
He

Be
We
We
We

welcher ich wieder in die obere Region gelangte. Hier erfuhr ich, daß ich meine fast wunderbare Befreiung meinem treuen Hunde zu danken hatte, der meiner Spur, trotz meiner Umwege, gefolgt war. Kaum sah sich mein wilder Wirth von meiner Gegenwart befreit, so stürzte er aus seinem gewohnten Ausgange; allein die Söhne des Pächters tödteten ihn, als er kaum 200 Schritte geflohen war.

Zwar ergraute meine Haare nicht in dieser abenteuerlichen Nacht, allein die Erinnerung daran entschwindet nie wieder. Wie oft haben mich seitdem in Träumen zwei auf mich geheftete feurige Augen erschreckt. Wie oft haben sich im nächtlichen Schlummer alle Schrecken jener Nacht erneuert, die ich mit einem Wolf in seiner eigenen Höhle zugebracht.

Räthsel.

1.

Es ist ein Ding gar wohl bekannt,
Mit Seele und mit Bart,
Ein Schnabel wächst ihm unter der Hand
Von oft verschiedener Art.
Zu trinken gibt man dann ihm ein;
Drauf heißt's: spazieren gehn!
Da muß es, wenn's gefällt dem Herrn,
Bald laufen und bald stehn.
So lang es thut, was er es heißt,
Hat's Kost und auch Quartier,
Doch wenn es ihm die Zähne weißt,
Heißt's gleich: marsch, fort mit dir!

2.

Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
Wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen,
Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen.

3.

Wer nennt mir ein Haus, ohne Fenster und Thür?
 Es hat weder Küche noch Schrein,
 Kein Tisch ist zu finden, kein Ofen ist hier,
 Die Sterne schau'n oben hinein,
 Doch wohnt in dem Hause ein liebendes Paar,
 Und frent sich der Kinder so heiterer Schaar.

Wer nennt mir dies Paar mit dem fröhlichen Sinn,
 Das gerne beim Morgenroth singt?
 Und ob es nicht sä't um der Zukunft Gewinn,
 Doch Nahrung den Seinigen bringt.
 Ein Tisch ihm mit Nahrung schon reich wird gedeckt,
 Eh' noch uns're Sonne die Fluren geweckt.

4.

Es ist die wunderschönste Brück,
 Darüber noch kein Mensch gegangen;
 Doch ist daran ein seltsam Stück,
 Daß über ihr die Wasser hangen,
 Und unter ihr die Leute geh'n
 Ganz trocken und sie frech anseh'n.
 Die Vögel sie durchfliegen kühn,
 Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
 Doch stehet sie im Sturme fest,
 Nicht Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

Auflösungen.

1. Schreibeber. 2. Car. 3. Das Nest und das Regenpaar.
 4. Der Regenbogen.



Das Denkmal der elf Schill'schen Offiziere bei Wesel.

1811. 1801.

Tu
G

Der Tempel
Der Segen de
Geisfried - dw
Deld R land
Eine Bärenjag
Der Blumen
Das verwunde
Der Krokodill
Der Kampf de
Die Verle
Bater, was b
Spielmannsfo
Das Sklavens
Eine Geipenfr
Daniel Sawva
Der Spieler
Empor

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein
Geschenk für fleißige Kinder
von
P. J. Beumer.

Neue Folge.

I. Jahrgang.
Zweite Abtheilung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Der Tempel	63	Die Mutter an der Wiege ihres Kindes	102
Der Segen der Wohlthätigkeit	64	Die Schlacht auf dem Lechfelde	103
Seifried Schweppermann	67	Der glückliche Schuß	105
Held R land und das Wunderhorn	69	Das Erntefeld	106
Eine Harenjagd in Canada	75	Die schuldigen Pflichten eines ehrlichen Mannes	110
Der Blumen Rache	77	Wie ein König seine Mutter liebt	111
Das verwundete Ohr	79	Die alte Waichfrau	112
Der Krokodillteich in Ostindien	82	Die Opfer zu Wesel	113
Der Kampf des Tigers mit d. Alligator	83	Das Loth im Kermel	114
Die Verle	85	Die Vojaune des Gerichts	116
Vater, was bringst du uns mit	86	Einiges aus dem Leben Alexanders des Großen	119
Spielmannssohn	88	Einige Züge aus dem Leben Friedrichs des Großen	122
Das Sklavenschiff	90	Der Spiegel Heinrich des Vierten	124
Eine Geipenkergegeschichte	94	Zweifelhige Charade	124
Daniel Schwarzkopf	98		
Der Spieler	100		
Empor	102		

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Vogel.

1852

D. Lit. 1731.

2
9

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

10. 1528.

Aug. - 21

Der Tempel.

Es ist ein Tempel aufgebaut
Mit unsichtbaren Säulen,
Des Umfang nie ein Aug' erschaut,
Er mißt viel tausend Meilen.

Die hohe Kuppel von Saphir,
Kein Werk der Menschenhände,
Schmückt eine wunderbare Zier
Bei jedes Tages Ende.

Viel kleine Lichter glänzen mild
An ihren hohen Bogen,
Und einer goldnen Kugel Bild
Kommt still herauf gezogen.

Am Morgen glüht ein Feuermeer
Durch dieses Tempels Hallen,
Von tausend Stimmen ringsumher
Die Dpferlieder schallen.

Und drinnen treibt ein bunt' Gewühl
Umher in Freud' und Schmerzen;
Doch tragen der Geschöpfe viel
Des Meisters Bild im Herzen.

Der einst den wunderbaren Bau
Aus einem Nichts gerufen,
Ihm steigt der Dank von Berg und Au,
Von seines Tempels Stufen.

Und hast den Meister du erkannt,
Der diesen Bau gegründet;
Dann ist es dir nicht unbekannt,
Wo sich der Tempel findet.

Der Segen der Wohlthätigkeit.

Herr Friedheim, ein reicher Kaufherr in Hamburg, kam eines Tages von der Börse und schritt wohlgemuth seiner Wohnung zu, denn er hatte sehr gute Geschäfte gemacht. Unterwegs sprach ihn ein armer Knabe um ein Almosen an. Friedheim sah dem Knaben in's Gesicht und wurde durch seinen treuen Blick überrascht; denn nicht selten sind derartige Bettler schon im Grunde ihres Herzens verdorben. „Aber, Knabe,“ sagte der Kaufmann, „du hast gesunde Glieder und könntest dein Brod wohl verdienen; warum bettelst du?“ — „Herr,“ erwiderte der Knabe mit zitternder Stimme, „diesen Vorwurf muß ich so oft hören, aber Keiner erbarmt sich meiner und gibt mir Arbeit. Wie gerne wollte ich arbeiten, so viel ich nur könnte, wenn mich nur Jemand in seinen Dienst nehmen wollte.“ — „Dann komm mit mir!“ sagte Herr Friedheim, und schritt seiner Wohnung zu. Die Frau des Kaufmannes erstaunte nicht wenig, als ihr Mann einen zerlumpten Bettelknaben mit sich brachte. Friedheim aber sprach zum Knaben: Erzähle mir, wer du bist und wie du nach Hamburg kamst; denn ich höre an deiner Sprache, daß du ein Fremder bist. — Der Knabe gehorchte. „Ich heiße Friedrich Winter,“ begann er, „und bin aus Württemberg zu Hause. Meine Mutter ist längst todt, und da es uns sehr kümmerlich ging, so beschloß mein Vater mit mehreren Nachbarn nach Amerika auszuwandern. Unterwegs wurde mein Vater aber krank und nach wenig Tagen starb er. Wo sollte ich hin? Ich folgte dem Zuge der Auswanderer bis nach Hamburg. Vorgestern sind sie abgefahren, und da ich kein Geld hatte, so haben sie mich hier gelassen.“ Fritz fing bitterlich an zu weinen und Frau Friedheim empfand das tiefste Mitleiden mit dem armen verwaisten Knaben. Der Kaufmann aber sprach: „Wenn du treu und fleißig sein willst, so kannst du in meinen Dienst treten, und ich will für dich väterlich sorgen, damit ein braver Mensch aus dir erwachse, und Fritz umfaßte Friedheim's Kniee, und konnte vor Rührung nicht antworten.

Frau Friedheim sorgte nun zuerst dafür, daß der arme Fritz ordentlich gekleidet wurde, damit er sich überall könne sehen lassen; denn er sollte vorläufig allerlei kleine Dienste in und außer dem Hause verrichten. Fritz gab sich alle Mühe, sich die Zufriedenheit des Herrn und seiner Frau zu erwerben; und da diese an seiner gutmüthigen, schwäbischen Natur täglich mehr Freude empfanden,

so gereute
ben. De
später in
aber auch
schule reg
Rechnen g
heran un
heim nah
Fritz bald
heim zu f
und einen
mehr! Ei
worden, i
niedliche
frühstücken
brachten.
auf dem
sie wohl
lassenen
zogen zu
sein, den
ein Glas
sprach: „
her; dan
eigenes G
„daran da
dazu die

—
heim, „
glaubst.“

„Me
erfahren
Sparnisse
Sparfasse
volljährig
besorgen.“

Wie
auf seiner
Thränen
Herrn wie
ich nicht t

so gereute es sie nicht, den hilflosen Knaben angenommen zu haben. Der Knabe war sehr anständig und begriff leicht, weshalb er später im Waarenlager beschäftigt wurde. Herr Friedheim war aber auch dafür besorgt, daß Fritz die Abendschule und Sonntagschule regelmäßig besuchte, damit er sich im Lesen, Schreiben und Rechnen gehörig ausbilden könne. So wuchs der Knabe freudig heran und entwickelte sich zum kräftigen Jünglinge. Herr Friedheim nahm ihn später mit auf's Comptoir, und auch hier war Fritz bald an seiner Stelle. Es fiel ihm aber nie ein, Herrn Friedheim zu fragen, was er verdiene; denn er war mit Kost, Kleidung und einem mäßigen Taschengelde zufrieden. Was bedurfte er auch mehr! Eines Abends, Fritz war an dem Tage 21 Jahre alt geworden, wurde er in das Kabinett gerufen. So nannte man das niedliche Zimmer, in welchem Herr Friedheim mit seiner Frau zu frühstücken pflegte und wo sie auch die traulich stillen Abende zubrachten. Das Auge der Frau ruhte mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem kräftigen Jünglinge, und in diesem Augenblicke mochte sie wohl daran denken, wie herrlich es ihr gelungen, aus dem verlassenen Bettelknaben einen fleißigen und umsichtigen Gehülfsen erzogen zu haben. Auch Friedheim schien sehr fröhlich gestimmt zu sein, denn er führte seinen Gehülfsen an den Tisch, schenkte ihm ein Glas Wein ein und stieß mit ihm an, indem er zu ihm sprach: „Fritz, möge Gottes Segen ferner mit dir sein, wie bisher; dann wirst du einst ein tüchtiger Kaufmann werden und ein eigenes Geschäft führen!“ — „Ach, mein Herr,“ entgegnete Fritz, „daran darf ich nicht denken und denke auch nicht daran; weil mir dazu die Mittel fehlen.“

— „Was nicht ist, kann werden!“ rief Frau Friedheim, „und du bist übrigens nicht so ganz ohne Mittel, als du glaubst.“

„Meine Frau hat recht,“ fuhr Friedheim fort, „wie du gleich erfahren sollst. Siehe, dieses Buch ist dein. Es enthält deine Ersparnisse. Ich habe regelmäßig deinen Lohn für dich in die Sparkasse gelegt und die Zinsen dazu schlagen lassen. Da du heute volljährig geworden bist, so kannst du dieses Geschäft fortan selbst besorgen.“

Wie erstaunte Fritz, als er in das Buch sah und fand, daß auf seinen Namen über 800 Mark Banko eingetragen waren. Thränen traten in seinen Augen und er reichte das Buch seinem Herrn wieder und sprach: „Ach nein, Herr Friedheim, das habe ich nicht verdient. Sie übertreiben Ihre Güte gegen mich. Ich

bleibe ewig Ihr Schuldner.“ Fritz wollte sich darauf durchaus nicht einlassen, und bat Herrn Friedheim, das Buch wieder anzunehmen. Der brave Kaufmann aber setzte ihm nun auseinander, wie es jetzt Zeit werde, selbstständig für sich zu sorgen und bestimmte ihm dann einen ansehnlichen Lohn. „Dabei bleibt's!“ rief er, „und nun noch einmal angestochen!“ Es war ein überaus selbiger Abend für diese drei, die so traulich im einsamen Kabinett zusammen saßen.

* * *

Etwa fünf Jahr nach diesem Austritte erhielt Herr Friedheim einen Brief von einem Geschäftsfreunde aus Neu-York, der ihn einladete, sich bei einem Geschäfte zu betheiligen. Herr Friedheim erkannte sogleich, daß das Anerbieten sehr vortheilhaft sei; da er aber sein Geschäft schon sehr ausgedehnt, so hatte er keine Lust, sich in neue Spekulationen einzulassen. „Aber unser Fritz,“ sagte er zu seiner Frau, „der ist der Mann dafür, in Neu-York eine derartige Handlung zu gründen.“ — Die Frau hörte solches ungerne; denn sie hatte ihren Pflegesohn lieb gewonnen, und zitterte bei dem Gedanken an eine Trennung, Fritz wurde auf den Abend wieder in's Kabinett beschieden, wo ihm Herr Friedheim die ganze Angelegenheit auseinandersetzte. Fritz konnte sich anfangs nicht entschließen. Da aber sein Herr ihm das Vortheilhafte des Anerbietens mit den lebhaftesten Farben schilderte, so willigte er endlich ein, und gleich am folgenden Morgen wurden die nöthigen Briefe nach Amerika gesandt. Zwei Monat später lag Fritz weinend in den Armen seiner Wohlthäter; denn er hatte von ihnen Abschied genommen um seinem neuen Bestimmungsort — Neu-York — zuzueilien. Es war eine harte schwere Stunde. Friedheim begleitete ihn bis zum Hafen, wo er seinen dankbaren Pflegesohn nochmals in die Arme schloß und ihm Gottes Segen zur Reise wünschte. Friedrich erreichte glücklich Neu-York, arbeitete sich bald in seine neuen Verhältnisse ein, und das Geschäft nahm einen gedeihlichen Fortgang. Zehn Jahre später war er einer der angesehensten Kaufleute in den Freistaaten. —

Was ist unbeständiger, als der Besitz von Geld und Gut! Wer hätte es glauben sollen, daß das angesehene Handlungsbaus des Herrn Friedheim zu Hamburg je falliren könnte? Und doch geschah dies. Das unheilvolle Jahr 1848 hatte auch den traurigsten Einfluß auf den Handel. Bankerotte folgten auch Bankerotte;

und da F
reich gro
lusten so
seine Zah
Angeleger
ohne eige
der ihn k
ger befrie
übrig. C
nur das
sie aufred
ihrer So
mit einer
Es war
zu Ihren
Sie sich
folgen,
machen.“
willigten
Neu-Yor
das Treu
sind fortu
füßen un
Ein
und seine
erwiesen

und da Friedheim nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich große Geschäfte machte; so wurde er von allen diesen Verlusten schmerzlich getroffen. Er sah ein, daß es hohe Zeit sei, seine Zahlungen einzustellen, um mit Ehren aus dieser mißlichen Angelegenheit herauszukommen. Seine Bücher bewiesen, daß er ohne eigene Schuld in diese unangenehme Lage gerathen sei. Jeder, der ihn kannte, bedauerte ihn von Herzen. Nachdem die Gläubiger befriedigt waren, blieb dem rechtschaffenen Friedheim wenig mehr übrig. Er bezog mit seiner Frau ein Paar einsame Stübchen und nur das Bewußtsein, unverschuldet dieses Geschick zu tragen, erhielt sie aufrecht. Aber ein heller Lichtstrahl fiel plötzlich in die Nacht ihrer Sorgen: ihr treuer Fritz, der von dem Unfall gehört, kam mit einem Postschiffe herüber, um seinen Wohlthäter zu retten. Es war ein rührendes Wiedersehen! „Mein ganzes Vermögen steht zu Ihren Diensten!“ rief der junge Kaufmann aus, und wenn Sie sich entschließen könnten, mir in meine neue Heimath zu folgen, so würden Sie mich damit zum glücklichsten Menschen machen.“ Friedheim und seine Frau überlegten sich die Sache und willigten endlich ein. Sie schifften sich ein und erreichten glücklich Neu-York, wo sie von der jungen Frau ihres Pflegesohnes auf das Freundlichste empfangen wurden. Fritz aber und seine Frau sind fortwährend bemüht, den treuen Pflegeeltern das Alter zu versüßen und zu verschönern.

Ein so reicher Segen erblühte dem Kaufmann Friedheim und seiner Frau aus den Wohlthaten, die sie einer armen Waise erwiesen hatten.

Seifried Schweppermann.

Es ritt ein wackerer Streiter
 Zu Nürnberg aus dem Thor;
 Doch ragte just der Reiter
 Zu Roß nicht hoch empor,
 Drob lachten sein die Necken:
 „Vom Mann ist keine Spur,
 Wo mag der Ritter stecken?
 Man sieht den Helmbusch nur.“

Der ließ sich das nicht stören,
 Ritt still und lech von dann'.
 Sollt seinen Namen hören;
 Er hieß Herr Schweppermann!
 Gen Mühltdorf muß' er reiten,
 Das war 'ne heiße Schlacht,
 Da that er besser streiten,
 Denn Alle, die gelacht.

Wie saß er stolz zu Pferde,
 Thut nicht die Feinde scheun.
 Ihr Herrn, ich fürcht', es werde
 Euch euer Spott gereu'n. —
 Seht seines Schwertes Schimmer
 Hell leuchten durch die Schlacht —
 Am besten lacht doch immer,
 Wer lust am besten lacht!

Dem Baier Ludwig ließen
 Sie dort das blut'ge Feld.
 Wie ward von ihm gepriesen
 Herr Schweppermann der Held!
 „Sagt, wer wohl würd'ger streitet,“
 Sprach er, „in diesem Krieg?
 Er hat allein bereitet
 Uns den ruhmvollsten Sieg!“ —

Doch nach dem heißen Trabe
 Gab's auf der ganzen Flur
 Schier weiter nichts zur Labe
 Als wenig Eier nur.
 Herr Ludwig sprach: „Bekommen
 Soll männiglich ein Ei,
 Doch meinem Held, dem Frommen,
 Gehören billig zwei!“

Thut Schweppermann sich heben
 Im Sattel hoch erfreut —
 Der kleinste Ritter eben,
 Der ward der größte heut!

W
 manches
 An eine
 Felsen k
 auf statt
 der Tiefe
 Hand,
 bewunde
 Verzieru
 frau nä
 wohlstä
 „G
 unermes
 sich Dir
 einem v
 Du trä
 tel dazu
 Horn, i
 schiedene
 ges Zü
 die sein
 schaffen;
 blick stä
 Du hät
 Horns
 steter G
 Du ab
 ins An
 besiegen
 wenn's

In Nürnberg ritt er heiter —
 Da ging ein froh Geschrei:
 Ein Ei gebt jedem Reiter,
 Dem frommen Schweppermann zueil —

Theodor Deleker.

Held Roland und das Wunderhorn.

Weit in Asien war Held Roland umhergezogen und hatte manches Abenteuer bestanden. Einsam ritt er jetzt durch einen Wald. An einer offenen weiten Stelle, die auf der einen Seite durch einen Felsen begrenzt war, sah er eine herrlich geschmückte Jungfrau, auf stattlichem, mit weichen seidnen Decken behangenen Rosse, aus der Tiefe des Waldes hervorkommen. Sie hielt ein Buch in der Hand, und um ihre Schultern hing ein Horn von Elfenbein von bewundernswürdiger Arbeit, strahlend und schimmernd von goldenen Verzierungen und vielfarbigen blizenden Edelsteinen. Die Jungfrau näherte sich dem Grafen, neigte sich vor ihm und fing mit wohlklingender Stimme folgendermaßen zu sprechen an:

„Edler Ritter, das Herrlichste, was auf weiter Erde oder im unermesslichen Reiche der Meere zu finden, bietet an diesem Tage sich Dir dar. Doch nur ein Herz ohne Furcht, ein Herz, wie es einem vollkommenen Rittersmanne ziemt, kann es erweiben; und Du trägst das Ansehn eines solchen. Dies Buch lehrt die Mittel dazu; befrage es jedes Mal, nachdem Du das schöne glänzende Horn, welches Du hier siehst, hast erschallen lassen. Zu drei verschiedenen Malen muß dies geschehen, ohne Aufschub und banges Zögern mußt Du nach Bestiegung der ersten Schrecknisse, die sein mächtiger Ton hervorrufst, Dir neue durch denselben erschaffen; und wehe Dir, wenn die Furcht auch nur einen Augenblick sich Deiner bemächtigt, denn es wäre dann besser für Dich, Du hättest nie dies Wagniß unternommen. Durch den Zauber des Horns zur fernen Insel des See's entrückt, müßtest Du dort, ein steter Gefangener, bis ans Ende Deines Lebens verharren. Glaubst Du aber, mit unverzagter Seele den furchtbarsten Gefahren kühn ins Antlitz zu schauen und das Mühevollste und Schwerste mutzig bestiegen zu können, so nimm diese Schrift und dies Horn, und wenn's zum dritten Male schmettert, wird ein Glück für Dich her-

vorgehen, welches Dich auf lebenslang zufriednen stellen wird, wenn Du auch Hunderte von Jahren erreichstest."

Als Roland die Jungfrau von all den wunderbaren Abenteuern sprechen hörte, erglühete ihm das Herz, und ohne weiter hin und her zu denken, streckte er mit großem Verlangen seine Hand nach dem Buche und dem Horne aus. Sobald er beides empfangen hatte, machte er sich zu den bevorstehenden Kämpfen bereit. Er setzte das schön gewundene Horn an den Mund und blies hinein mit der gewohnten Kraft, und weit umher erscholl es in der waldigen Gebirgsgegend und ließ noch lange nachhallend sich wie fernher Donner hören. Da brach der hohe Felsen, der nicht weit von dem Orte sich erhob, krachend von einander, und mit furchtbarem Brüllen gingen zwei gewaltige Stiere daraus hervor, schrecklich von Ansehn, mit Hörnern von Eisen und flammenden Häuptern, die, gar seltsam in mannichfachen Farben schillernd, bald roth und bald gelb, bald schwarz und bald grün erschienen.

Roland öffnete sein Buch, wie es ihm gerathen worden war, und las Folgendes:

„Versuche nicht, die Beiden umzubringen,
Du würdest Zeit und Mühe nur verschwenden,
Die feste Haut trogt Deines Schwertes Kraft.
Um glücklich, was begonnen, zu vollenden,
Mußt Du mit starker Hand ins Joch sie zwingen;
Und wo geborsten dort der Felsen klast,
Mit dem Gespann in ungewohnten Zügen
Den harten Boden weit umher durchspflügen.“

Roland sprang vom Pferde, er löst' schnell seinem Rosse den Zügel, um die Stiere damit einzusochen, schlang ihn um den Leib, und so gerüstet ging er wohlgemuth den grimmigen Ungeheuern entgegen. Schon rannten sie auf ihn los, und so festen Schrittes auch der Starke einhertrat, konnte er doch der Gewalt nicht widerstehen, als jetzt einer der Stiere, das Haupt beugend, mit wüthendem Hörnerstoß ihn traf. Er ward fortgeschleudert und fiel mit schwerem Schlage zu Boden, und ehe er sich wieder aufrichten konnte, hatte der zweite ihn erreicht, zerstiess mit seinen Hörnern von Eisen Harnisch und Panzer und hob ihn in die Luft, um ihn noch einmal gewaltsam zur Erde zu werfen. Es schmerzten ihm alle Glieder, und der Athem war ihm fast vergangen, so schrecklich hatten die Stiere mit ihm gewüthet.

Doch jetzt zeigte sich seine mehr als menschliche Kraft. Er raffte sich auf, ließ mit verzweifelten Stieben Durindanen auf die

Häupter
brüllend
senktem
ihren wü
Land löse
sie wieder
einen der
brüllende
ließ er ee
den Züge
Hals. Er
achtete ni
von allen
nun Ro
Felsen ge
gendem A
für den
Schrift.

Jetzt
machte ih
auf die b
sie ganz
Baumstar
zwischen
über das
sie wider
Furchen
und Wu

Als
seinen D
eine groß
er fiel au
nun die
ten über
Hat
Krone al
dulden w
weiter zu
je durch
nen. D
ruhen,

Häupter der Stiere und auf ihre nervigen Rücken herabsausen, und brüllend vor großem Schmerz wichen sie zurück, indem sie mit gesenktem Kopfe sich stoßend vertheidigten. Dreimal erneuerten sie ihren wüthenden Angriff und stürmten wieder vorwärts auf Roland los, wenn dieser sich ihnen näherte, und dreimal brachte er sie wieder zum Weichen. Endlich packte er mit der Linken den einen der Stiere beim Horn, und obgleich das starke, schrecklich brüllende Thier mit ungeheuern Sprüngen sich loszureißen versuchte, ließ er es doch nicht wieder los und schlang ihm mit der Rechten den Bügel seines Rosses nebst der daran hängenden Kette um den Hals. Dann zog er ihn, trotz alles Widerstrebens, fort und achtete nicht darauf, daß der andere wüthend um ihn her lief und von allen Seiten mit grimmigem Stößen auf ihn eindrang. Als nun Roland seinen Gefangenen mit großer Anstrengung zu dem Felsen gebracht hatte, band er ihn an eine Spitzsäule von glänzendem Marmor, die bei der Klust sich erhob, als ein Denkmal für den König Bavard, der hier begraben lag; so sagte die Inschrift.

Jetzt bemächtigte sich der Graf auch des zweiten Stieres, machte ihn neben seinem Gefährten fest und schlug dann so lange auf die beiden wilden Ungeheuer los, bis ihr Stolz sich brach und sie ganz mild und zahm wurden. Er hieb sich nun von einem Baumstamme eine Keule ab, befestigte Durindanen als Pflugeisen zwischen die Stiere und trieb wie ein Ackermann sie vor sich her über das Feld, sie mit der Keule antreibend und bedrohend, wenn sie widerspenstig wurden. Und das scharfe Helden Schwert schnitt Furchen ziehend durch den harten Boden und zersägte rasch Steine und Wurzeln, auf die es in seinem Lauf traf.

Als endlich das ganze große Feld durchpflügt und mit all seinen Dornen und Disteln ungeackert war, empfand Roland eine große Freude, daß ihm diese schwierige Arbeit gelungen, und er fiel auf seine Knie nieder und dankte und lobte Gott. Er ließ nun die Stiere los, und laut brüllend rannten sie davon, stürzten über die Berge hinüber und verschwanden schnell dem Blicke.

Hatte nun gleich der hochherzige Graf, der Preis und die Krone aller Helden, während dieses harten Kampfes so Vieles erdulden müssen, so brannte er doch vor Ungebuld, dies Abenteuer weiter zu verfolgen; denn kein Zweifel stieg in ihm auf, daß man je durch Gewalt oder Trug seine freie Seele würde bestegen können. Ohne auch nur einen Augenblick von seiner Arbeit abzurufen, ergriß er das strahlende Zauberhorn und ließ es ertönen.

Wald und Gebirge erbeben, und einer der nächsten Gipfel öffnete einen weiten Schlund; ihm entstiegen dunkelrothe Flammen, die sich kreisförmig in die Lüfte emporwanden, und aus dem Schlunde erhob sich eine scheußliche Drachengestalt, mit goldgrünen, glänzenden Schuppen bedeckt und breiten vielfarbigen Flügeln. Der drohende feuersprühende Rachen zeigte drei Zungen und eine Reihe schneidender Zähne, und in rastloser Bewegung zog der geringelte Schwanz sich dem Ungethüme nach.

Während der Drache nach und nach aus der Kluft hervorkam, schlug Roland sein Buch auf und fand folgende Weisung:

„Gile, dem furchtbaren Drachen
Herunterzuschlagen das Haupt,
Muthig aus giftigem Rachen
Dann ihm die Zähne geraubt;

Wirfst in die Furchen Du säen
Diese verderbliche Saat,
Siehst Du Dir Segner erstehen,
Daß Du vollbringest die That.“

Roland erwartete nun festen Fußes, mit vorgehaltenem Schilde, den Drachen, der zischend und flammensprühend auf ihn zu schoß und mit weit geöffnetem Rachen ihn zu verschlingen drohte. Die Gluth des heißen Athems faßte den Schild, der von Holz war, daß er augenblicklich zur Asche verbrannte; auch Panzer und Harnisch wurden davon versengt, und der schöne Helmbusch auf des Grafen Haupt brannte lichterloh. Niemals hatte Roland einen so schweren Kampf gehabt als jetzt, da Feuer und Rauch ihn ganz und gar umhüllten und blindeten. Blindlings führte er die Klinge auf das Ungethüm, welches er zu enthaupten trachtete. Aber auch hier half ihm sein unverwüßlicher Muth, und von seinen kühnen Streichen sank endlich das gräßliche Haupt zu Boden, und ein schwarzer Blutstrom entfloß ihm.

Jetzt konnte der Graf wieder freier athmen; er entriß dem Rachen des geblüdeten Ungeheuers die Zähne, sammelte sie in seinen halbverbrannten Helm und streute die giftige Saat bei dem Grabmal des Königs Bavard aus. Und in kurzer Zeit sah man die Spigen von Helmbüscheln aus dem frisch geackerten Erdreich sich erheben und immer höher und höher wachsen, und dann die Helme und Brustwehren der Krieger und endlich ihre ganzen Leiber sich zeigen. Mit heulendem Kriegsgeschrei, mit Trommeln und Fahnen

kamen sie
sehbarer
schnell
trümmert
Roland
sprungen

Beg
jetzt zum
Ereigniß
vergebens
von irger
als auf
rannt kar

„R
pomphast
nicht wer
sprechend,
und spre
Kämpfen
Stimme
nicht ein
den.“
wandte
folgender

„E
dieses
Reichthu
der Fee
des und
sieht. I
ten der
wo die
Königin
det, un
gelang,
Ritter o
hat noch
dem erst
gens, t
Morgan
goldnem

kamen sie völlig gerüstet hervor, Reiter und Fußvolk in unübersehbarer Anzahl, und lehrten ihre Waffen gegen Roland. Allein schnell wie ihr Entstehen war auch ihr Untergang. Mit halb zertrümmerter Wehr und des Schildes gänzlich beraubt, überwand Roland sie Alle, und dieselbe Erde, aus deren Schooß sie entsprungen, verschlang die getödtete Drachenbrut.

Begierig auf den Erfolg dieses Abenteuers stieß Roland jetzt zum dritten Mal ins Horn; aber kein neues wunderbares Ereigniß war zu sehen, so weit seine Blicke reichten, und da er vergebens fort und fort sich fast athemlos blies, glaubte er schon, von irgend einem schadenfrohen Zauberer genect worden zu sein, als auf einmal ein kleines weißes Windspiel bellend einher gerannt kam.

„Nun wahrhaftig, rief der Graf ärgerlich, „ist dies der so pomphast verheißene Lohn, so war's all der Mühe und Arbeit nicht werth. Bescheide der Himmel mir ein besseres Glück.“ Dies sprechend, warf er Buch und Zauberhorn mit Unwillen von sich und sprengte fort, als die Jungfrau, welche während Roland's Kämpfen seitwärts im Gebüsch ruhig geharrt hatte, mit lauter Stimme ihm nachrief: „So warte doch, tapferer Ritter, verschmähe nicht ein Glück, um das Könige und Kaiser Dich beneiden würden.“ Die Erklärung dieser räthelhaften Worte zu vernehmen, wandte Roland wieder um und näherte sich der Jungfrau, die folgendermaßen begann:

„Du mußt wissen,“ sagte sie, „daß nicht fern von den Küsten dieses Landes ein herrliches Eiland liegt, welches die Insel des Reichthums genannt wird. Morgane, die schönste und mächtigste der Fee'n ist seine Beherrscherin. Sie ist die Spenderin alles Goldes und alles Silbers, welches man in der ganzen Welt verbreitet sieht. Durch die weiten Adern der Erde läßt sie es in die Schluchten der Berge fließen und verbirgt es in Flüssen und Strömen, wo die Menschen mit Mühe das kostbare Gut aufsuchen. Diese Königin des Reichthums ist es, welche jetzt das Hündchen Dir sendet, um Dich auf lebenslang glücklich zu machen, weil es Dir gelang, zum dritten Mal das Zauberhorn ertönen zu lassen. Kein Ritter auf der Welt, so viel deren auch dies Abenteuer begannen, hat noch bis zum zweiten Mal es gebracht; Alle gingen schon in dem ersten Versuche unter. So freue Dich denn Deines Gelingens, tapferster der Helden, und vernimm die Fülle Deines Glücks. Morgane hat einen Hirsch ausgesandt, mit schneeweißer Haut und goldnem Beweiß; flüchtigen Laufes eilt er durch alle Lande, an

keinem Orte steht man ihn rasten, Niemand kann seiner habhaft werden, noch würde Jemand durch Gewalt ihn ergreifen können, wem nicht die Hülfe dieses Windspiels verliehen ist. Dieses Thierchen allein weiß ihn aufzufinden, und dann verfolgt es laut belsend seine Spur und jagt ihm nach sechs ganzer Tage hindurch und hält erst am siebenten inne. Folgst Du nun der Stimme dieses Wegweisers und eilst den beiden pfeilschnellen Flüchtlingen nach, so gelangst Du nebst ihnen an eben dem Tage zu einem Duell, wo der Hirsch furchtsam das Haupt untertaucht und dann mit leichter Mühe gefangen wird. Und wohl zu beneiden ist der Jäger, der sich seiner bemächtigt. Sechs Mal im Tage wirft er das köstliche Geweih ab, diesen hohen, herrlichen Goldbaum, dessen beide Aeste sich in dreißig glänzenden Zweigen verbreiten; jeder Ast mit seinen Zweigen hat hundert Pfund an Gewicht, und der Hirsch macht so seinen Besitzer zum reichsten und glücklichsten Manne der Welt."

Bäselnd hörte Roland, was die Jungfrau ihm sagte, und er vermochte es kaum über sich, sie ihre Rede zu Ende bringen zu lassen, denn die Güter, welche sie ihm bot, hatten keinen Werth für ihn.

"Fräulein," war seine Antwort, "ich bedaure nicht, mein Leben auf's Spiel gesetzt zu haben; denn Gefahren sind's und Mühseligkeiten, von denen die ritterliche Ehre sich nähert; doch in Wahrheit, der Erwerb um Gold und Silber hätte nimmer das Schwert mir aus der Scheide gelockt. Wer nur auf den Gewinn irdischer Schätze bedacht ist, muß ohne Unterlaß sich abmühen; je mehr er erwirbt, desto weniger ist er zufrieden; sein Hunger kennt keine Sättigung, und auf seinem Wege ist kein Ziel zu finden. Auch ist's ein Weg, entblößt von Freud' und Ehre, der gänzlich irre führt, d'rum will ich auch, so lang' ich lebe, ihn nicht wandeln; und kurz, damit Du's wiffst, ich mag den Hirsch nicht jagen. Nimm nur Dein Zauberhorn zurück und biete Andern ein Glück von solchem Schimmer. Unedel konnte man nie mich nennen, und der ist's, der sein Herz an schändes Gold hängt und darüber Freunde, Ehre und Religion vergift." So sprechend, wandte er sein Ross und verließ die Jungfrau.

Ben
genannt
dische Bä
ein noch
in denselb
Wer
Ferkel, i
Verfolgen
der Hand
Raub für
Wenn m
stümmele
so kann
das bei k
ist, einfr
die Sala
Braun u
Beckerbisse
will, sein
Bei
Bauernh
nutzlos b
richtet für
ihre Mü
armung
schnapper
geniren s
ihn gewi
kann. A
in Unter
sich wah
schaft un
in Berei
so verwu
scherzhaft
maßen
von neu
weit, da

Eine Bärenjagd in Canada.

Wenn der Canadier kein Ausbund von civilisirten Wesen genannt werden kann; so ist es nicht auffallend, wenn der Canadische Bär noch weniger in diese Klasse gehört. Wirklich ist er ein noch tölpischerer Geselle, als der Zweifüßler, welcher mit ihm in denselben Wäldern haust.

Wenn er nämlich der Bär, einmal seine Beute, z. B. ein Ferkel, in den plumpen Tagen hat, hilft alles Nachschreien und Verfolgen nichts, man müßte denn sogleich ein gutes Gewehr bei der Hand haben. Er hat eine wahrhaft bärenhafte Art, seinen Raub für allen menschlichen Gebrauch flugs werthlos zu machen. Wenn man ihn aber bis zu dem Plage verfolgt, wo er seine verstimmelte Beute niederlegt und sich in einiger Entfernung versteckt, so kann man gewiß sein, daß er sich hier zu seinem Abendessen, das bei ihm wie bei den meisten Gourmands, die Hauptmahlzeit ist, einfindet. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß er, wenn er die Salanterie bestigt, die ein wohlzogener Bär haben muß, Frau Braun und alle die holdseligen Kleinen mitbringt, um sie an den Leckerbissen Theil nehmen zu lassen. Man kann dann, wenn man will, seine Geschäfte auf einmal mit der ganzen Familie abmachen.

Bei der Bärenjagd in Canada nimmt man gewöhnlich alle Bauernhunde in dem Dorfe in Anspruch. Jagdhunde sind ganz nutzlos bei dieser Gelegenheit; denn wenn sie nicht gehörig abgerichtet sind, springen sie dem Bären an die Kehle, und werden für ihre Mühe in Stücken gerissen oder durch eine der zärtlichsten Umarmung aus der Welt befördert. Die Bauer- und Schäferhunde schnappen nach ihm, ärgern ihn durch ihr unmelodisches Bellen, geniren sich gar nicht, ihn in den Steiß zu beißen, und treiben ihn gewöhnlich auf einen Baum, so daß man ihn leicht schießen kann. Der canadische Bär ist selten gefährlich. Er ist stets bereit, in Unterhandlung zu treten, wenn er aber verwundet ist, darf man sich wahrlich vor ihm wahren. Man jagt daher gern in Gesellschaft und hat einen zweiten Schuß oder einen tüchtigen Knüttel in Bereitschaft, den man ihn auf sein Nasenbein applicirt, wo er so verwundbar ist, wie Achill an seiner Ferse. Man erzählt manche scherzhafte Geschichten von Bärenjagden, denn Braun ist einigermaßen ein Humorist in seinem Style. Einer meiner Freunde, von neun Männern begleitet, brachte einst einen großen Bären so weit, daß er sich auf einen Baum flüchtete; man verschaffte sich

sofort Knüttel und fing an, den Baum zu fällen. Braun schien geneigt seine Stellung zu behaupten, bis der Baum sich zu neigen begann; jetzt glitt er bis 15 Fuß ungefähr vom Boden nieder, klammerte seine Vordertagen um den Kopf und ließ sich mitten unter sie niederfallen. Jeder Knüttel wurde erhoben, aber Braun war auf seiner Hut. Er machte einen Angriff, stürzte den ihm zunächst stehenden nieder und entsprang mit seinen zwei oder drei Hieben auf seinen Steiß, die er nicht hoch anschlug. Wenn dieses Thier einmal ein Ferkel getödtet hat, so muß man es zu erlegen suchen, sonst behält man kein Schwein; es kommt wieder, bis es das letzte derselben geholt hat, selbst der Schweinestall ist dann nicht sicher vor ihm. In dem Neu-Castle-District hatte ein Irländer einen Bären in Flagranti ertappt, der eben ein Schwein über die Mauer des Hofes entführte. Der gute Paddy dachte nicht daran, den Bären anzugreifen, er wollte nur sein theures Eigenthum retten. Er sprang sonach hinzu und ergriff das Schwein an dem Schwanz; Braun hielt es an den Ohren fest, und so zerrten sie das arme Thier hin und her, bis das Galloh des Irländers in melodischem Verein mit dem Angstgeschrei des gezerrten Schweines einen Nachbar zu seiner Hülfe herbeiführte, welcher den Kampf zu Gunsten des Irländers entschied, indem er dem Angreifer einen derben Schlag auf den Kopf gab.

Ein würdiger Freund von mir, ein Schüler Justinian's und jetzt einer der ersten Beamten in der Colonie, verirrete sich eines Tages in den Wäldern und kletterte endlich auf einen hohen Baumstumpf, um sich in der Gegend zu orientiren. Als er in dieser Absicht den Stumpf erstiegen hatte, glitt sein Fuß aus, und er fiel in den hohlen Stamm: alle Mühe, sich herauszuhelfen, war vergeblich. Während er sein unglückliches Loos beklagte und keine andere Aussicht mehr hatte als einen langsamen Hungertod, wurde plötzlich das Licht über seinem Kopfe bedeckt und die Aussicht auf den blauen Himmel, die einzige, die er hatte, ihm entzogen. Bald fühlte er die haarigen Schenkel eines Bären, der in die Höhlung herabstieg, wo er wahrscheinlich sein Lager hatte. Mit dem Muthe der Verzweiflung faßte er den Bären von hinten und wurde so an das Tageslicht gezogen. Braun forschte nicht lange nach den nähern Qualitäten des Geretteten, sondern flüchtete in Eile den Baum hinab, und der Schüler der Themis suchte, nicht wenig erfreut, aus dem Schatten der Bäume zu kommen.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
 Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
 Tief gesenkt die braunen Wimper,
 Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Vinsensstuhle
 Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
 Und im Kelche prangen Blumen
 Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
 Durch das Kämmerlein ergossen;
 Denn der Sommer scheucht die Kühle,
 Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
 Pflötzlich, horch! ein leises Flüstern,
 In den Blumen, in den Zweigen
 Wispelt es und rauscht es lustern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
 Geistergleiche Duftgebilde;
 Ihre Kleider zarte Nebel,
 Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
 Hebt sich eine schlanke Frau;
 Ihre Locken flattern lose,
 Perlen blißen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
 Mit dem dunkelgrünen Laube
 Tritt ein Ritter kecken Muthes;
 Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
 Von dem silbergrauen Reiter.
 Aus der Vase schwankt ein Mädchen
 Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone,
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narciſſe
Schwebt ein Knab' mit düſtern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch um's Lager drehn und ſchwingen
Sich die andern wild im Kreiſe;
Drehn und ſchwingen ſich, und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Haſt du grauſam uns geriffen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen!

„D, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbrüſten,
Bedurch grüne Wiſſel brechend
Sonnenſtrahlen heiß uns küſten;

„Wo uns Lenzeslüſte küſten,
Unſre ſchwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen ſpielten,
Unſerm Blätterhaus entſteigend.

„Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühen, doch eh' wir ſterben,
Mädchen trifft dich unſre Rache!“

Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlafnen nieder.
Mit dem-alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder.

Vor
tyranniſcher
ſeinen Die
ten ihm ſe
von denen
gen aber
Sohn des
nen gab,
ſo hieß de
beſaß auch
ſchaften be
einen waſſ
zu begleite
Schickſal d
wagt hatte
Heimath u
ſeiner Skl
Einee
ten, zu de
König, de
Aug. - Nr

Welch ein Kauschen, Welch ein Rannen!
 Wie des Mädchens Wangen glühen!
 Wie die Geister es anhauchen!
 Wie die Düste wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkelein
 Das Gemach, die Schemen weichen.
 Auf des Lagers Kissen schlummert
 Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
 Noch die Wange sanft geröthet,
 Ruht sie bei den welken Schwestern,
 Deren Geister sie getödtet.

Freiligrath.

Das verwundete Ohr.

(Nach einem morgenländischen Märchen erzählt.)

Vor vielen, vielen Jahren herrschte über Arabien ein sehr tyrannischer König, der eine prachtvolle Hofhaltung hatte, und zu seinen Diensten ein Heer von Sklaven hielt. Eines Tages brachten ihm seine Krieger wieder geraubte Jünglinge und Jungfrauen, von denen er die Schönsten aussuchte und für sich behielt, die übrigen aber verkaufen ließ. Unter den Jünglingen befand sich der Sohn des Königs von Sangebar, der sich aber nicht zu erkennen gab, sondern sich geduldig in sein Schicksal fügte. Abraham, so hieß der Prinz, war nicht nur körperlich schön gebaut, sondern besaß auch eine gute Erziehung und war mit Künsten und Wissenschaften bekannt. Der König von Arabien fand auch bald an ihm einen waffenkundigen Diener, und befahl ihm deshalb, ihn stets zu begleiten, wenn er auf die Jagd ging. So gestaltete sich das Schicksal des armen Prinzen freundlicher, als er zu erwarten gewagt hatte; demungeachtet verging kein Tag, wo er nicht seiner Heimath und seines Vaters gedacht hätte. Aber wie sollte er aus seiner Sklaverei befreit werden?

Eines Tages mußte er den König auf die Hirschjagd begleiten, zu der die Vornehmsten des Landes eingeladen waren. Der König, der sich vor seinen Gästen gerne zeigen wollte, jagte auf

seinem kostbaren Renner pfeilschnell dahin, den aufgeschreckten Hirschen nach; allein in seinem Eifer fehlte er mehrmals, wo ein Wild ihm ganz nahe war. Abraham, der als getreuer Diener stets hinter dem Könige ritt, drückte jetzt seinen Bogen ab, um einen alten Kronhirsch zu erlegen. Das Pferd des Königs that einen Seitensprung und — der Pfeil Abrahams verwundete den König am Ohr. Darüber wurde dieser so wüthend, daß er in seinem Zorn Befehl ertheilte, den unvorsichtigen Sklaven sofort zu tödten. Abraham aber fiel vor seinem Herrn nieder und sprach: „Gnädiger König und Herr! Allah will barmherzig sein gegen Alle, die Barmherzigkeit üben; darum vergib mir, was ich willenlos verbrochen habe!“ Der König, dessen Zorn sich gewendet, schenkte ihm das Leben und hieß ihn wieder aufstehen und ihm folgen.

Der König von Sargebar aber hatte in alle Lande Rundschaffter gesandt, um nach seinem Sohne zu forschen. Als er nun erfahren, daß derselbe als Sklave bei dem Könige von Arabien diente, wurde er sehr betrübt; denn er wußte, wie geldgierig der König war, und wie er ein großes Lösegeld fordern würde, wenn er erführe, daß Abraham ein Prinz sei. Am Hofe des Königs von Sargebar aber lebte ein alter weiser Mann, Achim geheissen, der sprach: „Mein Herr und König! Erlaube, daß ich an den Hof des Königs von Arabien reise; ich werde schon Mittel finden, deinen Sohn, den Prinzen, zu befreien.“ Der König wurde darüber hoch erfreut, gab ihm das nöthige Reisegeld und befahl ihn dem Schutze des Allerhöchsten. Achim erreichte glücklich das Ziel seiner Reise, und nachdem er andere Kleider angelegt und sein Gesicht entstellte, suchte er Gelegenheit, den Prinzen allein zu sprechen. Diese Gelegenheit ließ aber lange auf sich warten. Endlich glückte es, und nun schilderte Achim in den lebhaftesten Zügen, wie der alte Vater um seinen Sohn traure und wie sehnlichst er seine Rückkunft erwarte. Abraham weinte heiße Thränen, und war schnell zur Flucht entschlossen. Achim hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen, die Wächter wurden bestochen und in einer schönen mondhellten Nacht verließen sie das Schloß. Sie ritten die ganze Nacht hindurch und hatten am Morgen die Freude, den Strand des Meeres vor sich zu sehen. Eilends bestiegen sie das seit Wochen bereit liegende Schiff und segelten der Heimath zu. Unter Thränen der Freude umarmte der Vater seinen Sohn, den er als verloren beweiht hatte.

Als am Morgen der Flucht der König von Arabien seinen Sklaven Abraham forderte und man ihm die Nachricht von seiner

Flucht
Pferde
des A
selbst
ging d
sich de
auf-
dröhne
an,
Schiff
schaft
in dem
waren
traurig
die er
und da
beschloß
bringer
Nacht
teten i
von A
und m
einen S
von S
zu brit
dessen
über d
nem G
umgebe
sich in
sigen.
dachte:
mir d
befreit
der M
A b r a
hatte i
vor de
einmal
den P
das re

Flucht brachte, gerieth er außer sich vor Zorn. Die Spuren der Pferde wurden verfolgt, und da sie, wie natürlich, zum Strande des Meeres führten, ließ der König ein Schiff ausrüsten und ging selbst mit unter Segel, um die Fliehenden einzuholen. Anfangs ging die Fahrt herrlich von Statten; aber gegen Abend umwölkte sich der Horizont und ein schweres Gewitter stieg an demselben hinauf. Das Meer wurde unruhig und bald schlugen seine Wellen dröhnend an die Planken des Fahrzeugs. Man strengte alle Kraft an, den sichern Strand zu erreichen, allein plötzlich gerieth das Schiff auf einen Felsen und zerschellte an seinen Riffen. Die Mannschaft ertrank und nur der König wurde an das Ufer geworfen, indem er sich an ein Brett angeklammert hatte. Seine Kleider waren zerrissen und Blut floß aus mehreren Wunden. In diesem traurigen Zustande machte er sich auf, um die Stadt zu erreichen, die er in der Ferne schimmern sah. Es war Nacht, als er ankam, und da er Niemanden kannte, auch kein Geld bei sich hatte, so beschloß er die Nacht unter dem Gewölbe eines Kaufmannes zuzubringen. Hier sank er bald in einen tiefen Schlaf. In derselben Nacht aber brachen Räuber in die Wohnung des Kaufmannes, tödteten ihn und gingen mit dem Raub davon. Als nun der König von Arabien am Morgen in seinem kläglichen Anzuge hervorkam und man die Blutspuren an ihm entdeckte, so hielt man ihn für einen der Mörder des Kaufmannes und brachte ihn vor den König von Sangebar, und er befahl, den Fremdling in ein Gefängniß zu bringen. Hier saß nun der einst so mächtige Herrscher, vor dessen Befehle Tausende gezittert, einsam und verlassen und dachte über die Unbeständigkeit der irdischen Herrlichkeit nach. Hinter seinem Gefängnisse war ein kleiner Raum, von einer hohen Mauer umgeben, wo er am Tage sich ergehen konnte. Als er eines Tages sich in diesem Raum befand, sah er auf der Mauer eine Krähe sitzen. Er ergriff einen Knochen, der zu seinen Füßen lag und dachte: ich will ihn nach der Krähe werfen; treffe ich sie, so soll mir das ein Zeichen sein, daß ich bald aus diesem Gefängnisse befreit werde. Er warf, allein die Krähe flog davon. Jenseits der Mauer aber entstand ein großer Tumult. Hier hatte der Prinz Abraham die Soldaten beschäftigt, und der verhängnißvolle Knochen hatte ihn getroffen und das Ohr verwundet. Der Gefangene wurde vor den König gebracht, der ihn also anredete: „Du Undankbarer! einmal habe ich dir das Leben geschenkt, und nun verwundest du den Prinzen, meinen Sohn? Scharfrichter, schneidet ihn zuerst das rechte Ohr ab und dann möget ihr ihn hinrichten! Als der

Scharfrichter diesen Auftrag vollführen wollte, fand er zu seinen Schrecken, daß der Gefangene kein rechtes Ohr hatte. „Da sieht man,“ schrie der König, daß ihr ein Schurke seid, dem man schon ein Ohr weggeschnitten. Der Gefangene aber sprach: Gnädiger König und Herr! Ich bin kein Dieb, sondern der König von Arabien. Das Ohr hat mir einst mein liebster Diener Abraham auf der Hirschjagd abgeschossen. Auch ich gerieth damals in Grimm, wie ihr jetzt, auch ich wollte den Thäter hinrichten lassen; allein er hatte es ja unbewußt gethan, wie ich ohne meinen Willen euren Sohn verwundet.... „Halt!“ rief jetzt der Prinz, „jetzt erkenne ich meinen ehemaligen Herrn wieder!“ Mit diesen Worten schritt er auf den König von Arabien zu und umarmte ihn. Alle Zweifel waren jetzt aufgelöst und die beiden Beherrscher reichten sich als Brüder die Hand. Jetzt folgten Feste auf Feste, und erst nach mehreren Wochen traf der König von Arabien Anstalten zur Heimreise. Die traurigen Schicksale aber hatten auf seine Sinnesart einen großen Einfluß geübt; denn fortan regierte er als ein milder Vater über sein Volk.

Der Krokodillteich in Ostindien.

Zu meiner Belehrung und Erheiterung beschloß ich, einen Ausflug nach dem von Kuraschy sieben Meilen entfernten Wazeger-Talao oder dem heiligen Krokodillenteiche zu machen, einem vielfach besuchten Wallfahrtsorte; es hatte für mich um so mehr Reiz, als dieser Ort erst kürzlich von den Europäern gekannt ist und selbst Alexander Burnes unbekannt blieb. Die Gegend dorthin, welche ich in Begleitung meines Reisegefährten, eines englischen Kapitäns, durchzog, ist ein kahler, bald steiniger, bald thoniger Boden, nur von nackten Felsrücken, die eine Höhe von 2 — 300 Fuß erreichen, in kurzen Absätzen von Norden nach Süden durchschnitten. Von ihnen hat man von Zeit zu Zeit einer weiten Blick über das wüste Land, die Stadt, das Lager und das Meer; ein Anblick, der, so wenig erfrischend er auch ist, einen mächtigen Eindruck macht. Wilde Tauben, Geier, Schakals und Ziegenheerden, welche sich von den spärlich hervorkommenden Grashalmen nähren, geben der todten Gegend einiges Leben. Nach beinahe zweistündigem Ritte in nordöstlicher Richtung bekamen wir von einer

Höhe e
ingesch
kleiner
ber der
südlich
Spuren
ten zu
waren,
breiten
Rachen
Karlsbe
Felsen
darin
Felsen,
zu Tag
strömen
Krokodi
Fremde
in Cha
Karpfer
Anblick
die Kro
den zu
sperrt
nach al
Fakten
med ge
wendend
schönen

D
von der
beide W
einiger
Fuß ve
strahlen

Höhe ein wohl 2000 Schritt breites, von parallel laufenden Höhen eingeschlossenes Thal zu sehen, in welchem uns zur Rechten ein kleiner üppiger Palmwald lag, aus welchem die Kuppeln der Gräber der Heiligen hervorschimerten; an dieses Wäldchen schloß sich südlich ein leichtes Tamarindengehölz an. Das Thal selbst trug Spuren einstiger Kultur. Nachdem wir an einigen ärmlichen Hütten zwischen Palmen, Manga und Tamarinden vorübergeritten waren, hielten wir an einem 200 Schritte langen und 50 Schritte breiten Teiche, aus welchem die geheiligten Krokodille uns ihren Rachen entgegen sperrten. Eine heiße mineralische Quelle, der von Karlsbad ähnlich, welche eine Meile nördlich von hier aus dem Felsen hervorquillt, und zwar so heiß, daß man die Hand nicht darin halten kann, geht bald nach ihrem Heraustritt wieder in den Felsen, und kommt hier noch bei einer Hitze von 138° F. wieder zu Tage. Ein kleines Bassin umgibt die Quelle, welche überströmend den Teich bildet, in dem sich an 100 großer und kleiner Krokodille fennen. Fakire, welche an demselben leben, bieten dem Fremden ihre Dienste an, und so wie wir uns an den Teichen in Charlottenburg ergözen, wenn auf das Läuten der Glocke die Karpfen emperkommen, so erfreuten sich hier die Fakire an dem Anblicke der Krokodille, wenn auf ihren klagenden Ruf: „Oh! oh!“ die Krokodille aus dem Wasser gezogen kommen, sich gleich Hund den zu ihren Füßen legen und zur Fütterung die Rachen aufgesperrt halten. Wir zählten einige 40 dieser Thiere, denen wir, nach altem Brauch, einen Ziegenbock zum Opfer bringen, und den Fakiren ein Geschenk geben mußten, wofür sie unsrer bei Mahamed gedenken wollten. Von diesem widerlichen Anblicke uns wendend, traten wir, nach eingenommenem Frühstück unter einem schönen Tamarindenbaume, unsere Rückreise nach den Zelten an.

Ein preussischer Offizier.

Der Kampf des Tigers mit dem Alligator.

Der Missionar Gogerly erzählt: Wir warfen Anker in einer von dem Ganges gebildeten Bucht gegen 11 Uhr Vormittags; beide Ufer des Flusses waren mit dichter Waldung bedeckt. Nach einiger Zeit sahen wir in einer Entfernung von ein Paar hundert Fuß vor uns einen Alligator auftauchen, um in den Sonnenstrahlen seinen Mittagsschlaf zu halten. Eine halbe Stunde später

kam aus dem Schilf ein gewaltiger Tiger hervor, der an Größe alle, die wir bisher gesehen hatten, übertraf. Er richtete seine Schritte nach dem Drie, an welchem der Alligator lag; sein breites, rundes, weißgestreiftes Gesicht, seine gewaltigen Glieder machten auf uns einen mächtigen Eindruck. Mit vorsichtigem Schritt näherte er sich dem Alligator; seinen aufgehobenen Fuß hielt er allemal einige Secunden still, bevor er ihn wieder nieder setzte. So schritt er langsam auf den Gegenstand seines Angriffs zu, bis er sich ihm auf Sprungweite genähert hatte, wo er dann mit einem ungeheuern Sage gerade auf den Rücken des Alligators sprang und ihn im Nacken mit seinen Zähnen faßte. Das Wasserungeheuer erwachte aus seinem Schlaf, öffnete seine schrecklichen Kinnbacken, peitschte mit seinem furchtbaren Schwanz, kurz es zeigte auch seinerseits die furchtbarsten Kräfteanstrengungen. Der Tiger war jedoch im Vertheil, denn er hatte den Alligator so im Nacken gefaßt, daß derselbe unmöglich seinen Hals so weit umdrehen konnte, um seinen Gegner packen zu können, doch brachte er demselben mit seinem sägenförmigen Schwanz manchen kräftigen Schlag bei. Aber nach beendetem Kampfe schüttelte das edle Thier des Waldes seinen fleischigen Wampen und schien von keinem Schmerze etwas zu wissen. Er schleppte den überwundenen Alligator ein Paar Schritte weiter am Ufer hinauf und setzte sich ihm gegenüber, gerade wie eine Katze über eine gefangene Maus. Endlich faßte er das Thier wieder mit den Zähnen und ging damit in das Schilf. Etwa 10 Minuten später sahen wir den Tiger wieder aus dem Walde hervortreten. Er schaute nach unserm Schiffe hinüber und schien zu überlegen, ob es ihm nicht möglich sein möchte, uns auch zu der Zahl seiner blutigen Siegesbeuten hinzuzufügen. Dann ging er langsam seines Weges fort, ließ seine Beute im Schilf liegen, aus dem nach Verlauf einer halben Stunde der Alligator, der all sein Blut verloren zu haben schien, doch wieder, obgleich matt, hervorgekrochen kam. Mit Mühe schleppte er sich an das Wasser, um seinem blutdürstigen Feinde zu entgehen. Er war jedoch zu sehr verwundet, um es im Wasser lange auszuhalten zu können und begab sich nach wenigen Minuten schon wieder ans Land. Doch war er vorsichtig genug, um mit dem halben Leibe aus dem Wasser zu steigen und sein Gesicht immer auf den Wald an dem Ufer zu richten. Einige Minuten nachher tauchte er wieder unter, aber nur auf kurze Zeit, und so wechselte er von 10 Minuten zu 10 Minuten ab, so lange wir vor Anker lagen.

Die Perle.

(Von Philipp Mayer).

1. Kennst du die Perle, die ich meine?

Die Perle, die kein Geld bezahlt!
 Die schöner, als im schönsten Scheine
 Der Glanz der Fürstenkrone strahlt,
 Paläste schmückt mit felt'ner Pracht,
 Doch reiner noch in Hütten lacht?
 Kennst du die Perle? wahrst du sie?
 O glücklich, wem sie Gott verlieh!

2. Nicht aus des Meeres tiefem Grunde

Zieht sie des Tauchers klüßne Fahrt;
 Nicht in der Muschel engem Munde
 Ruht sie, der Habsucht aufbewahrt;
 Nein, jeder kennt ihr schönes Haus
 Und ungesucht dringt sie heraus.
 Kennst du die Thräne! kennst du sie?
 O glücklich, wem sie Gott verlieh!

3. Sahst du, wie sie in Kindesblicken

Den Eltern Dank und Liebe strahlt,
 Wie dort, im kindlichen Entzücken
 Der Theuren Wohl sich perlend malt;
 Die Mutter hier mit Thränenlust
 Den Säugling preßt an ihre Brust!
 Die schönste Perle, kennst du sie?
 O glücklich, wem sie Gott verlieh!

4. Sahst du, wie von der edlen Wange

Des Mitleids Zähre bebend rollt?
 Hast du im göttlich-schönen Drange
 Dem Bruderblick sie schon gezollt?
 Bei Sonnenglanz und Sternenpracht
 Mit ihr Gott deinen Dank gebracht?
 Die reinste Perle, kennst du sie?
 O glücklich, wem sie Gott verlieh!

5. Sahst du sie, wenn ein Himmelsbote,

Die Hütte du mit Trost erfüllt:
 Wenn, aufgeweckt vom Seesatode
 Ein Herz des Dankes Blut dir fließt?

Wenn aus des Kerkers dumpfer Nacht
Die Unschuld du an's Licht gebracht?
Die reinste Perle, kennst du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

6. O glücklich du, wenn ihre Strahlen,
Durch deine Pfade freundlich glüh'n?
Wenn mitten in des Lebens Dualen
Dich ihre Freuden hold umbüh'n;
Wenn sie dir an der stillen Brust
Die Liebe weicht als legten Duft!
Du Glücklicher, ihr milder Glanz
Schmückt dort des Sieges Friedens-Kranz!

Vater, was bringst du uns mit?

Zur Zeit, als die beginnende Ausbeute des Erzgebirges den Wohlstand in Sachsen hob, dem Unternehmungsgeist ein neues Feld eröffnete, Gewerbe und Fabriken aufblühen machte, lebte dort Herr Schnorr, ein Fabrik-Inhaber, der zwar wohlhabend, aber nicht reich an Geld, wiewohl reich an Kindern war; er hatte sieben. Ein als vermögend und rechtlich bekannter Handelsmann aus Hamburg war früher jedes Jahr gekommen, um bei Schnorr Einkäufe zu machen; seit etlichen Jahren aber war er nicht mehr erschienen, und unserm Fabrikanten eine beträchtliche Summe Geldes schuldig geblieben. Weil damals noch nicht, als jetzt, eine Post-Einrichtung bestand, und allerlei böse Nachrichten umherliefen, so blieb dem guten Schnorr nichts übrig, als selbst nach Hamburg zu reisen, um die Schuld einzutreiben. Er sattelte also seinen Klepper, und ritt dahin ab; voll Hoffnung, mit einigen hübschen Nöckchen geprägten Goldes und Silbers im Mantelsack wieder heimzukehren. Es kam aber anders; denn der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

In Hamburg angekommen, fragt er nach dem bekannten Handelsherrn; aber statt in ein großes Kaufmannshaus, weist man ihn in ein entferntes, niedriges Häuschen. Eine ärmliche, in Trauer gekleidete Frau kommt ihm entgegen; in der kleinen Stube arbeiten bleiche und nothdürftig umhüllte Kinder. Auf seine Erkundigung nach dem Handelsfreund erzählt ihm die Frau, die Augen durch Thränen verdunkelt, daß ihr Mann durch unverschuldetes Unglück



Vater was bringst du uns mit ?

birges den
ein neues
lebte dort
end, aber
atte sieben.
aus Ham-
jnore Ein-
t mehr er-
me Geldes
eine Post-
eliesen, so
amburg zu
en Klepper.
n Köllchen
inzukehren.
lenkt's.
anten Hans-
weiß't man
in Trauer
be arbeiten
erkündigung
ugen durch
es Unglück

sein ge
fei, u
habe,
männli
— he
die Ki
2
der Fr
lien fl
Mädch
erst be
Hause,
vor, a
selbst.
ihm a
vorzub
— „
wenn
haben;
Schno
von fl
ob ihm
danke,
über
Pflebli
überspe
den T
burg a
y
der He
send de
ten Sch
Mütter
nach,
Mädch
„Hast
freundl
burg,
gen, u
drei,
kleiner

sein ganzes Vermögen verloren habe, vor Gram darüber gestorben sei, und sie hülflos und ganz arm mit den Kindern hinterlassen habe, — ihr bitterster Schmerz aber sei der, daß ihre Kinder ohne männliche Aufsicht und Lehre nach und nach verwildern würden, — heute sei's gerade ein Jahr, daß ihr Mann gestorben sei. Und die Kinder singen von neuem mit der Mutter an zu weinen.

Da hat der Mann Schuld und Forderung vergessen, spricht der Frau freundlich zu, und erinnert sie an den, der auch die Bitten kleidet. Sechs also? fragt er endlich, und hat das kleine Mädchen vergessen, das er sehr lange auf dem Arm trägt. Jetzt erst bemerkt er, daß es hier grade so ist wie daheim in seinem Hause, sechs Knaben und ein Mädchen; und es kommt ihm so vor, als seien seine Kinder verwaist, und seine Frau traure um ihn selbst. Er bleibt; aber je länger er bleibt, desto mehr sieht man ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat, was er nicht recht vorzubringen weiß. „Wie wär's,“ sagt er endlich an der Thüre, — „wie wär's, wenn Ihr — aber Ihr dürft nicht böse werden, wenn Ihr mir die Kinder mitgäbet? Aber ich muß sie freilich alle haben; sonst ist es zu Hause nicht recht,“ die Mutter erschrickt. Schnorr ist ihr zwar als ein redlicher Mann bekannt; aber alle von sich lassen! Der Fabrikherr bittet und dringt in sie, — als ob ihm die Wohlthat erwiesen würde; und endlich siegt der Gedanke, ihre Kinder alle wohl aufgehoben und versorgt zu wissen, über das Mutterherz. Schnell läßt der Mann für seine neue Pfleglinge wärmere Kleider machen, kauft ein Wägelchen mit Tuch überspannt, und nach einigen Tagen fährt die kleine Schaar, von den Thränen und Segenswünschen der Mutter begleitet, von Hamburg ab.

Nach acht Tagen rollt die kleine Arche Noä vor's Haus in der Heimath. Die Hausmutter eilt heraus, empfängt freudig küßend den geliebten Mann und fragt: „Nun, bringst du einen rechten Schatz mit, Alter?“ Da antwortete Schnorr lächelnd: „Freilich Mütterchen, Schätze, die du mir bewahren sollst.“ Der Mutter nach, stürmen aus dem Hause die sechs Knaben und das kleine Mädchen, und rufen, den Vater bei allen Rockzipfeln fassend: „Hast du uns was recht Schönes mitgebracht?“ Und er antwortete freundlich: „Ja, ihr Panduren, jedem ein Spielzeug aus Hamburg, so groß wie ihr selber.“ Nun geht's an den bedeckten Wagen, und heraussteigen, klettern, kriechen und purzeln eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Knaben und ein Mädchen, immer eins kleiner als das andere, wie die Orgelpfeifen im Hause des Herrn,

aber schon nicht mehr so bleich und abgehärmt, sondern munter und rothwangig. „Heiße, neue Spielkameraden!“ rufen die Kinder, und ziehen fröhlich jeder den ihm entsprechenden kleinen Mann in's Haus. Die kleine Marie aber geht auf das noch etwas fern und scheu stehende Mädchen zu und lallt: „Komm nur, ich hab' eine Puppe für dich.“

Die Mutter macht Anfangs freilich große Augen bei der unerwarteten Verdopplung ihres Haushalts; aber ehe der Vater noch auserzählt hatte, hat sie das kleine Mädchen schon auf den Armen, und herzt und tröstet das nach der Mutter weinende Kind. Alle wachsen und gedeihen, lernen tüchtig, und lohnen die Mühe der Pflegeeltern durch Geschicklichkeit, Anstelligkeit und gute Aufführung. Alle wurden späterhin grachtete und wohlhabende Leute, deren Nachkommen noch jetzt in Sachsen als reiche Kaufherrn leben; und es liest diese Geschichte vielleicht mancher, dessen Ur-Ur-Großvater mit aus dem Wägelchen herausgepurzelt ist.

Die Nachkommen des wackern Schnorr existiren auch noch, arm an Glücksgütern, aber reich an Tugend, Kunst und Geschicklichkeit; und obgleich für wichtige, dem Staate geleistete Dienste ihr Aeltervater von dem Kurfürsten in den Adelstand erhoben wurde, so haben doch weder diese, noch jene sich jemals etwas darauf eingebildet, indem sie den unsichtbaren Stern in der Brust höher achteten, als den sichtbaren auf dem Rock.

Diese Geschichte soll auch in einer alten sächsischen Chronik stehen; ich aber habe sie aus dem Munde eines der jüngsten Nachkommen des Schnorr, Julius Schnorr von Carolsfeld, meines Freundes,

Spielmannslohn.

Großes Fest beging der Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiser,
Schilder wurden nicht gespart.
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.
Wer die Geige streichen lernte
Dder Gauflerkünste pflag,
Eine übervolle Ernte
Schuf ihm dieser Freudentag:
Reich der beider
Ward es diesmal, Rock und Kleider.

Zwischen zwei'n gar weisen Leuten
 Saß zu Tisch der Kaiser werth,
 Welche das Gesetz zu deuten
 Kundig waren und gelehrt.

Zu den beiden

Sprach er: „Willet mich bescheiden.

Alles dienet meinem Schwerte,
 Alles beugt sich meiner Hand:
 Was ich thäte, Niemand wehrte
 Meinen Willen mir im Land;

Meine Rede

Schaffet Friede, schaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gotteswegen
 Angethan mit solcher Macht?
 Hat der Herr so reichen Segen
 Kaiserkronen zgedacht?

Sagt, ob ihnen

Also muß die Erde dienen?

„Gottes Will' ist was ihr wollt,“

Sprach der Meister linker Hand.

„Gotte zollet, wer euch zollet,

Euer ist von Gott das Land.

Der euch krönte

Wollte, daß euch alles fröhnte.“

„Wehe, wehe diesem Worte!“

Sprach der Meister rechter Hand

„Wehe, wenn dies Wort die Pforte

Eures Herzens offen fand!

Herr, o leihet

Mir die Dhren und verzeihet.

„Euer Recht ist nur das Rechte,

Euer Unrecht ist kein Recht;

Denn der Herr gab ew'ge Rechte

Auch dem dienenden Geschlecht.

Die Gewichte

Prüft er, daß er beide richte.“

„Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh, so schadet's eurem Geite,
Daß ihr je zur Krone kamt:

Nach des Kornes
Denket einst der Herr voll Zornes.“

Sinnend sprach der gute Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Sie ein Weiser, dort ein Weiser,
Beide treu und wohlgelehrt:
Einem Jeden
Will ich lohnen seine Reden.“

Der du sagst, mein Wille gelte,
Wenn es Gottes Wille sei,
Daß ich dir dies Wort vergelte,
Gib du der Geseze drei,
Du statt meiner:
Was du findest, schelt es keiner!

Doch der sagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürstenhand, die gnadenvolle,
Lohn auch dir nach mildem Brauch:
„Noß und Kleider
Nimm, und freue dich der beider.“

Das Sklavenschiff.

Durch Nacht zum Licht.

Am Bord Ihrer Majestät Schooner „Fancy“, an der Küste von Brasilien. Es war der 31. Tag unseres Kreuzens; kein Segel hatte bis dahin unser Auge erfrent und unsere Hoffnung gespannt; der Delfin wollte sich nicht köddern lassen, keine Schildkröte zur Oberfläche kommen. Der Wind stand steif Südwest. Wie träge schleichen die Stunden; es ist die Morgenwache, die tropische Sonne, noch unterm Horizont, erleuchtet schon den östlichen Himmel vor sich her.

Du
die M
er dar
fahrer

Deckt
ben se
!
schöne
nen n
Wend
der!
vollge
Jagd.

und d
der F
folgt
wir v
steif u
gehan

Oberf
seine
und S
Portu

Bestig

Tage

Komm
epler C

*) B
de

„Ein Segel, Sir, im Osten! Eine Brigg!“ wiederholten ein Duzend Stimmen. In einer Secunde war ich auf dem Deck.

„Wo ist sie? Ach, ich sehe. Herab mit dem Topsegel, laßt die Reffen los. Alles recht langsam und liederlich! Bootsmann, er darf nicht wissen, wer wir sind. Er soll uns für einen Küstenschiffer halten, nur Verstellung allein kann uns hier helfen.“

„Richtig, da hält er auf uns zu! Ist der 32pfünder fertig? Deckt ihn zu, und Keiner lasse seine Frage über dem Geschützloken sehen.“

Die Schiffe fuhren rasch einander entgegen. Es war eine schöne, schlanke, aber schmutzig aussehende Brigg von 300 Tonnen wenigstens. Aber jetzt schöpft sie Verdacht: sie macht die Wendung und ihre Veesegel gehen in die Höhe. Feuer vom 32pfünder! Wie der Rauch verfliegt, ist die Brigg von oben bis unten vollgeseht mit Segeln. Der Wind wird frischer; wir sind in heißer Jagd. Feuer! Der Schuß fällt zu kurz in's Wasser.

„Laßt das Geschütz hinten ganz herab auf den Achsenblock und dann, mit der aufsteigenden Schwenkung, Feuer!“

„Ein Boß durch ihr Hauptsegel, Sir!“ ruft der Mann auf der Focktraa. Aber sie segelt weiter und zeigt keine Flagge. Schuß folgt jetzt auf Schuß. Die Distanz wird größer; bei'm Himmel, wir verlieren sie. „Nehmt die Segel!“ sie ziehen prächtig und stehen steif wie Bretter. Zur Hülfe werden die Hängematten noch ausgehangen und ein paar Kugeln in jede gethan.

„Nehmt euer Ziel bei No. I. und bringt etwas von seinen Obersegeln herunter.“ Feuer! Der Rauch verfliegt. Hurrah, seine Vortopraa ist weggeschossen, da kommt sie herunter, Veesegel und Alles mit einander. Noch ein Schuß: sie dreht bei und zeigt Portugiesische Flagge.

„Setzt die Bôte aus! geht an Bord, Steuermann, nehmt Besß und schickt die Gefangenen an Bord der Fancy.“

„Die Brigg ruft an, Sir!“

„Sie ist von Quillimann*) in dem Mozambique-Kanal, 62 Tage unterweges; leidet Noth wegen Mangel an Wasser.“

Freundlicher Leser, begleite uns an Bord des Sklavenschiffs, komm und sieh die Werke dieser blutigen Menschenhändler. Welcher Geruch. Als wir hinausstiegen, wie schmutzig die Schiffseiten,

*) Portugiesische Niederlassung auf der Ostküste von Afrika, etwa 250 deutsche Meilen östlich vom Cap der guten Hoffnung.

welch Gelds von Stimmen — wie sind am Bord. Ein kaltschütter Spitzbube mit einem Schurkengesicht schreitet auf dem Deck entlang, seine Hände in den Taschen, eine Cigarre im Munde, völlig unbekümmert um die Mordthaten, die er begangen, ungerührt von der Hölle, die er um sich geschaffen hat. Er ist Kapitain des Sklavenschiffes, ein Portugiese; aber er erklärt, nur ein Passagier zu sein, da der Kapitain in See gestorben. Er berechnet seinen Verlust und murmelt knirschend Flüche gegen die Engländer.

Seht jenes Gerippe, die Unglückliche athmet noch, doch fühlt ihre Hand nicht mehr den Griff nach ihrem Pulse. Vor wenig Tagen hing ein Kind an ihrer Brust, es ist verhungert, und sie selbst die arme Mutter, stirbt jetzt Hungers. Seit 60 Tagen lebte sie von ein paar Händen Mehl und zwei Mund voll faulen Wassers. Die ganze Zeit lag sie auf harten Brettern im Raume, an vielen Stellen ist ihr Fleisch von Haut entblößt. Während wir noch hinschauen, ist sie todt.

Sieh jenes Nest von Kindern, alle im letzten Stadium der Pecken: ihre Leiber fast formlos, vom Gift der Krankheit; die Zunge aus dem vertrockneten Munde; sie können nicht reden und bringen nur unartikulirte Töne hervor. In wenig Stunden werden sie still sein, „dort wo der Gottlose doch aufhören muß mit Toben, und der Müde in Ruhe ist.“

Dort liegt ein lebendes Skelett, das Gesicht platt auf dem Berdeck. Vor einem Monat war dieser Mann ein Herkules, aber aus Furcht vor seiner Stärke hat man ihn in Ketten fest geschlossen. Seine Glieder sind zusammengetrocknet und nur von einer dünnen Decke schwarzer Haut bedeckt. Ohne Zweifel war er einer der Tapfern seines Stammes, doch ward er überwältigt und mit der Herde der übrigen Gefangenen zur See getrieben. Er regt sich:

„Er lehnt sich auf die Hand — das stolze Auge:

Begrüßt den Tod, bestiegend Todesangst

Und sein geneigtes Haupt sinkt langsam nieder.“

Schon fühlt er keine Schmerzen mehr, in wenig Stunden wird er enden.

Man hört ein Klatschen im Wasser; so eben warf man Leichen über Bord. An diesem Tage waren es neun. Sie sind jetzt die Speise der Haie. Zwei dieser unerläßlichen Raubfische hatten das Schiff schon auf seiner ganzen Fahrt über den atlantischen Ocean unermüdet begleitet.

Werfen wir einen Blick unter das Deck. Hier liegen Hunderte lebendiger Leichen neben einander, ohne sich rühren zu können.

Sie h
Decks.
Zeit,
nötzig
in die
luken
zu ver
Wetter
man d
liegt
den ar
für die
bekom
sie oh
durch
und w
umher
den U
schen
bleiben
die Ar
der Fr
will;
stücker
nach d
los: je
menge
lich da
sellscha
trägt e
fleisch,
er sorg
den M
wie die
deurs

Sie haben nur 3 Fuß Raum über sich bis zu den Brettern des Decks; sie können sitzen, aber nicht sich höher aufrichten. Kurze Zeit, bevor wir das Sklavenschiff nahmen, hatte ein Sturm es nöthig gemacht, alle auf dem obern Deck befindlichen Schwarzen in die untern Räume hinabzusenden. Man hatte selbst die Lustryken schließen müssen, um die über das Deck rollenden Wogen zu verhindern, das Schiff zu füllen. Bald darauf legte sich das Wetter, die Luken wurden wieder geöffnet, aber 40 Ersticke mußte man der Tiefe übergeben.

Doch jetzt ist das Wetter schön, der Wind günstig, das Schiff fliegt dem Hafen zu. Wir sind vor Anker. Die Schwarzen werden an Bord der königlichen Fregatte „Crescent“ gebracht, welche für die Aufnahme der besiciten Sklaven eingerichtet ist.

Die Gesünderen werden in Speisegesellschaften eingetheilt und bekommen Rindfleisch, Suppe, Mehlspeise und so viel Wasser, als sie ohne Nachtheil trinken mögen.

Die Kranken werden im Bette verpflegt, viele sind freilich durch keine menschliche Hülfe mehr zu retten. Die übrigen genesen und wandeln auf dem reinlichen, geräumigen Verdeck der Fregatte umher: bald singen sie ihre heimatlichen Lieder und tanzen mit den Uebrigen in der Abendkühle ihre Nationaltänze.

Endlich kommt der Tag der Abreise: sie sollen nach der Britischen Colonie in Guiana gebracht werden, denn, wenn sie in Brasilien bleiben, macht man sie auf's Neue zu Sklaven. Aber wie fürchten die Armen eine neue Reise, wie klammern sie sich an den Bord der Fregatte, als man sie auf die Sklaven-Brise herüber bringen will; sie gedenken aller Grenel, die sie dort erduldet, die Erstickung, der wüthende Durst, die Fiebergluth, die Gefährten, einer nach dem andern sterbend, neben sich! Doch die Furcht ist grundlos: jetzt nehmen 180 denselben Raum ein, wo sonst 500 zusammengepackt waren; das Wasser ist rein, wohlriechend und reichlich da. Alle sind bekleidet, denn die Guiana-Einwanderung-Gesellschaft versteht sie nicht nur hinreichend mit Anzügen, sondern trägt auch alle Kosten ihrer Uebersiedelung. Rauchfleisch, Salzfleisch, Mehl, Reis und Citrenensaft; Jeder hat seine Matte, die er sorgfältig hält. Zwanzig der stärksten werden ausgesucht, um den Matrosen beizustehen, worauf sie sich viel zu Gute thun.

Die Reise dauert lange, allein Alle sind sorglos und fröhlich, wie dies folgender Auszug aus dem Tagebuche des Prisenkommandeurs beweist.

„Heute Abend gaben die Neger ein Concert auf Röhren-Instrumenten; ich habe niemals einen solchen Lärm gehört. Kessel, Bratpfannen, Zinntöpfe zc., Alles mußte herbei. Nach dem Tanz wurde eine Pantomime aufgeführt, worin die Schauspieler alle Ereignisse und Kriegsglücken der Elephanten-Jagd eben so lebhaft darstellten, als wären sie noch in den Wäldern ihrer Heimath. Der glückliche Schuß wurde mit lautem Freudengeschrei und furchtbarem Lärm der Instrumente begrüßt und mit einem gemeinsamen Gesange geschlossen. — So ergözten sie sich Tag für Tag.“

Endlich landten wir in der Mündung des Verbiec-Flusses und bringen die Neger in der Nähe einer Plantage unter, sie hauen noch an demselben Tage einen ganzen Acre Zuckerrohr darnieder. Dann werden Männer und Weiber in zwei Reihen sich gegenüber gestellt. Die Männer wählen sich ein Weib und falls Letztere nichts dawider hat, verrichtet eine Magistratsperson die Trauung. Dann sind sie Mann und Frau. Bisweilen finden sie sich sehr getäuscht, daß sie nicht mehr als Eine Frau haben sollen; ein Koch, ein wahrer Künstler in seinem Fache, wählte sich ihrer drei; als er es unmöglich fand, mehr als eine zu behalten, nahm er zwei Kinder dazu an, um gleich auf einmal Familienvater zu werden.

Bald beginnen sie in den verschiedenen Pflanzungen zu arbeiten, und verdienen ihren Unterhalt, da viel Nachfrage nach Arbeit ist; sie können mit voller Freiheit ihre Herren wechseln und stehen unter einer Magistrats-Person, welche nur dem Gouvernement verantwortlich ist, in jeder Hinsicht gentessen sie Alle so viele Freiheit als die Weißen.

Sie werden Christen, besuchen die Kirche und verlassen endlich diese Welt, nicht als Anbeter von Steinen und Schlangen, sondern mit der Hoffnung ewiger Seligkeit.

Aus dem Tagebuche eines britischen Secoffiziers im Dienste gegen die Sklavenschiffe.

Eine Gespenstergeschichte.

In England lebte im vorigen Jahrhundert ein berühmter Dichter, Namens Alexander Pope, der ein großer Feind alles Aberglaubens war. Furcht vor Gespenstern kannte er selbst nicht, und suchte auch andern dieselbe zu entreißen. Wenn er bei Leuten, die er in seinen Diensten hatte, nur die geringste Spur von Aberg-

glauben wenn sie waren.

Er
Zwischen
Einst u
ermüdet
Vorher
— alle
Studier

Ge
leises G
Unwillig
und rie
nicht da
für eine
wurde e
ein anse
aber ga

D
zu entsc
Nachst
er, bli
zu wun

P
an, wa
so nahr
in diese

D
Augen
schränke
derselben
titel unt

Al
ganze G
Endlich
sich in f
zwei Dic

*) Wo
Aug.

glauben entdeckte, so entfernte er dieselben auf der Stelle, und wenn sie ihm auch in jeder andern Rücksicht noch so lieb und werth waren.

Pope brachte den Semmer gewöhnlich auf seinem Landhause Twickenham, das drei Meilen von London entfernt war*), zu. Einst war er ziemlich spät daselbst angekommen und von der Reise ermüdet, legte er sich früher, als er zu thun pflegte, zu Bette. Vorher aber verriegelte er — denn das war er von jeher gewohnt — alle Zugänge seines Schlafzimmers, welches auch zugleich sein Studierzimmer war.

Es mochte ungefähr um Mitternacht sein, als er durch ein leises Pochen an die Stubenthür aus dem Schlafe gestört wurde. Unwillig über diese späte Störung, richtete er sich im Bette auf und rief: „Herein!“ Im ersten Augenblick dachte er nämlich gar nicht daran, daß die Thür inwendig verriegelt, also der Zugang für einen Jeden unmöglich war. Doch was geschah? Die Thür wurde ohne alle gewaltsame Anstrengung geöffnet, und herein trat ein ansehnlicher, ernsthafter, in spanischer Tracht gekleideter, ihm aber ganz unbekannter Mann.

Ohne Pope zu begrüßen, ohne sich wegen des späten Besuchs zu entschuldigen, trat er nach einem Tische, auf welchem eine Nachtlampe stand und ein aufgeschlagenes Buch lag. Dieses ergriff er, blätterte in demselben, besah das Titelblatt und schien sich zu wundern wie er dieses Buch hier fände.

Pope blieb sich ganz gleich. Er sah sich ruhig Alles mit an, was der Spanier machte. Da dieser aber kein Wort redete, so nahm er sich endlich die Freiheit, denselben zu fragen, was ihm in dieser gar nicht geeigneten Stunde zu Diensten stehe.

Der Spanier sah den Fragenden eine Zeitlang mit starren Augen an, schüttelte den Kopf und wendete sich nach dem Bücherschränke. Hier durchblätterte er mehrere Bücher, stellte dann jedes derselben wieder an den vorigen Ort, doch so, daß der Rückentitel unten zu stehen kam.

Auch dieses sah Pope ruhig mit an, obgleich er sich die ganze Erscheinung des Sonderlings nicht zu erklären vermochte. Endlich riß ihm der Geduldsfaden; er sprang aus dem Bette, warf sich in seinen Schlafrock, zündete an der brennenden Lampe noch zwei Lichter an, und klingelte seinem Bedienten. Darauf griff er

*) Wo er auch 1740 starb.

eine geladene Pistole, ging damit auf den ungebetenen Gast los und redete ihn mit entschlossener Miene an:

„Herr! Wer sind Sie? Wie kommen Sie durch verschlossene Thüren in dieses Zimmer? Was wollen Sie zu dieser ungelegenen Zeit?“

Der Spanier hörte das an, blieb sich aber ganz gleich; ja er lächelte spöttisch, indem er auf die geladene Pistole, die nach ihm gerichtet war, hinblickte, zuckte die Schultern, legte den Zeigefinger auf den Mund, gleichsam als wollte er sagen: „Ich kann und darf nicht reden!“

Pope, der nie an die Möglichkeit eines Gespenstes geglaubt hatte, hielt auch diese Erscheinung für natürlich, nämlich für einen wirklichen Menschen. Es verdroß ihn, sich und sein Gewehr so verachtet zu sehen. Noch größer wurde sein Unwille, als der Bediente immer nicht kam. Indessen glaubte er noch einen Versuch machen zu müssen, um den nächtlichen Gast zum Reden zu zwingen. Er nahm deshalb seinen Muth zusammen, und fragte in einem ernstern und festen Tone:

„Herr! Was soll das spöttische Lächeln? Ich bin Herr im Hause und erwarte eine Antwort, oder ich schieße Sie auf der Stelle nieder!“

Der Spanier verzog auch jetzt keine Miene, noch weniger nahm er sich die Mühe zu antworten, sondern schlug gelassen seinen Mantel zurück, und gab der angedrohten Kugel seine Brust preis. — Pope schoß nicht; der Spanier ließ seinen Mantel wieder fallen und wandte sich abermals zu den Büchern.

Pope, der sich bis jetzt so ritterlich gehalten hatte, gerieth nun in nicht geringe Verlegenheit. Ein Mann, der in der Mitternacht einen Besuch bei ihm macht, der durch eine verschlossene Thür geht, die Bücher besieht, kein Wort spricht, selbst bei dem Drohen einer geladenen Pistole stumm bleibt, der sogar seine entblößte Brust darbietet, — ein solcher Mann schien ihm etwas Unbegreifliches zu sein.

Noch hatte er so viel Muth, den Spanier von oben bis unten, von hinten und von vorne zu beleuchten; er berührte und untersuchte den seidnen Mantel, ja er faßte ihn sogar bei der Hand. — Der Fremdling ließ dies Alles geduldig mit sich vornehmen, und endigte seinen Besuch damit, daß er den Bücherschrank verschloß, den Schlüssel aus demselben zog, ihn mit einer kleinen Verbeugung Pope überlieferte und dann — mit stolzem Anstande zur Thür hinaus schritt.

Bedie
seines

als el
Mann
fremde
schlim
lassen

lieber
gutart
ist mi
Leid
Jahre
noch
Gast
so ger
wohl
derlich

habt
schen

uns d
Gefah

fängs
das
gleichf
fern.

andern
Betrug

aber d
denn
er in

legte

Raum war er fort, als Gustav, der so sehnlich erwartete Bediente, erschien, der sich nicht sogleich auf das erste Klingeln seines Herrn hatte aus dem tiefen Schlafe ermuntern können.

„Hast du den Spanier gesehen?“ fragte Pope eiligst.

G. Er begegnete mir auf der Treppe, und es schien mir, als ob er von Ihnen gekommen wäre.

P. So ist es auch! Aber, in aller Welt! was hat der Mann um Mitternacht bei mir zu suchen? Wie kannst du einen fremden Menschen um Mitternacht in's Haus und, was noch schlimmer ist, um Mitternacht unangemeldet in mein Zimmer lassen? —

G. (Mit einer grundehrlichen Miene.) An diesem Besuche, lieber Herr, bin ich ganz unschuldig. — So hat denn endlich dies gutartige Gespenst auch Sie einmal besucht, Aufrichtig gestanden, ist mir das sehr lieb; denn hoffentlich wird es auch Ihnen kein Leid zugefügt haben. — Wir Alle haben nun schon seit mehreren Jahren diesen Spanier in Twickenham umherwandeln gesehen; aber noch Keinem hat er etwas Böses zugefügt. Wir sind an den stillen Gast — das ist der Namen, welchen er von uns erhalten hat — so gewöhnt, daß wir wenig auf ihn achten. Er geht uns auch wohl bescheiden aus dem Wege, wenn er merkt, daß er uns hinderlich ist.

P. (Höchst erstaunt.) Aber um's Himmelswillen! warum habt Ihr mir denn die Anwesenheit dieses Gespenstes nicht längst schon angezeigt?

G. Wir fürchteten den Abschied zu bekommen, und fühlten uns doch in Ihren Diensten zu glücklich, als daß wir uns der Gefahr hätten aussetzen sollen, plötzlich entlassen zu werden.

Pope stand da und wußte nicht, was er sagen sollte. Anfangs glaube er, seine Leute hätten sich beredet, wie sie ihn, der das Dasein aller Gespenster so hartnäckig läugnete, den Glauben gleichsam bezwingen wollten; allein bald besann er sich eines Bessern. Die Treue seines Gustav's war erprobt genug; auch seiner andern Dienerschaft konnte er keinen so groben und beleidigenden Betrug zutrauen.

G. Nun, lieber Herr, ich sehe, Sie sind noch ängstlich; aber das ist eine unnöthige Furcht! Legen Sie sich ruhig zu Bette; denn der Spanier fügt keinem Menschen Uebels zu, auch erscheint er in derselben Nacht nie zweimal.

Dieser Umstand war Pope durchaus nicht — unlieb. Er legte sich verdrießlich über sich selbst und über den ganzen Vorfall

zu Bette, dachte noch einige Zeit darüber nach und schlief endlich wieder ein.

Als Pope am andern Morgen erwachte, sah er sich nach seinem Gustav um; aber der war im ganzen Zimmer nicht zu finden. Auf den ersten Klingelzug kam er zur Treppe herauf, blieb aber vor der Thür stehen, denn die Thür war inwendig verriegelt. Er klopfte also an.

Pope sah zu seiner Verwunderung, daß der Riegel inwendig vorgeschoben war. Kaum hatte er geöffnet und seinen Bedienten hereingelassen, so bestürmte er ihn sogleich mit einer Menge Fragen: „Warum hast Du wider meinen Befehl das Zimmer verlassen? Wie bist Du heraus gekommen, da die Thür jetzt noch verriegelt war? Stehst Du vielleicht in einem verrätherischen Bündnisse mit dem Spanier?“ —

Gustav wurde für seines Herrn Verstand besorgt. Er beantwortete von den vielen Fragen keine einzige, denn er verstand keine davon. Es währte lange, ehe Herr und Diener sich wechselseitig verstehen konnten. Was Pope zuerst wieder aus dem Traum — richtiger in den Traum — half, war der Umstand, daß alle Bücher im Schranke so ordentlich standen, wie sie gestern gestanden hatten. Nun kam er auf die Vermuthung, daß die ganze Geschichte mit dem Spanier nichts weiter gewesen sei, als ein lebhafter Traum. Gustav war in der ganzen Nacht nicht aus dem Bette gekommen, hatte seinen Herrn um Mitternacht weder gesehen noch gesprochen, und weder er, noch einer von dem übrigen Hausgefinde wußte Etwas von einem spuckenden Spanier.

Wer auf Träume hält, der greifet nach dem Schatten und will den Wind haſchen. Träume sind nichts Anders, denn Bilder ohne Wesen. (Sir. 34, 2 — 31.)

Daniel Schwarzkopf.

Von diesem Schwarzkopf soll der liebe Leser lernen, wie der Mensch durch Gottes Segen und durch eigenen Fleiß es weit bringen kann in dieser Welt. Daniel Schwarzkopf, ein vormals berühmter Buchdrucker in Leipzig, war der Sohn armer Eltern, die ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entriſſen wurden. Ein Menschenfreund erbarmte sich des armen Waisen, schickte

ihn i
terric
er w
der S
zu ei
Aufm
Kleine
Buch
Meta
nennt
dann
Seiger

ner S
für S
gewin
merad
er set
das,
was
Schr
nur z
Büch
drucker
reichte
Ankti
und d
mische
brauch
und z
Jahre
Thaler
Zubeh
ward
viele l
Der
zu eng
Kunst
zudehn
s
nischen

ihn in die Schule, und ließ ihn im Schreiben und Rechnen unterrichten. Der Knabe machte seinem Wohlthäter viele Freude, denn er war überaus fleißig und sein Betragen war musterhaft. Als der Knabe vierzehn Jahre alt war, brachte ihn der Menschenfreund zu einem Buchdrucker in die Lehre, und er bewies hier so viele Aufmerksamkeit, daß er bald ziemlich fertig setzen konnte. Der kleine Leser weiß wol nicht, was das heißt? Siehe, alle diese Buchstaben, welche hier gedruckt stehen, befinden sich auf kleinen Metallstäbchen. Der Setzer setzt diese Buchstaben, die er Typen nennt, zu Wörtern und die Wörter zu Sätzen zusammen, und dann kann's gedruckt werden. Unser Daniel wurde also ein Setzer.

Bereits in seinem achtzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er einen für Kostgeld ausgab; das Uebrige aber legte er zurück. Sein Hauptgewinn aber bestand darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb, und von dem, was er setzte, kein deutliches Bewußtsein hatte; sondern daß er über das, was er that, auch nachdachte, und sich Alles tief einprägte, was er gesetzt hatte. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schriftlich, und so war er allmählig nicht nur zu einigen hundert Thalern Geld, sondern auch zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um nun möglichst bald eine eigene Buchdruckerei begründen zu können, wozu sein geringes Geld nicht hinreichte, fing er einen Handel mit alten Büchern an, kaufte auf Auktionen das Beste zusammen, und trug es dann in Leipzig und der Umgegend, so wie in den benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern zum Verkauf umher. Da er Kenntnisse hatte, und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, so setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dies Geschäft getrieben, und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei mit allem Zubehör, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus, und ward bald unter allen Buchdruckern Leipzigs, deren sich dort sehr viele befinden, derjenige, welcher die meisten Pressen beschäftigte. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß Schriften zu drucken, sondern seine Kunst auch auf das Drucken von Noten und Musikalien auszu dehnen.

Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genies gelang es ihm endlich, dieses große, von allen

ief endlich

nach sei-
zu finden.
blieb aber
gelt. Er

inwendig
Bedienten
enge Fra-
immer ver-
jetzt noch
jen Bünd-

Er be-
er verstand
sch, wech-
em Traun
and, daß
gestern ge-
die ganze
ein leb-
nicht aus
acht weder
m übrigen

Schatten
chts An-
- 31.)

men, wie
iß es weit
in vormal
er Eltern,
rissen wur-
en, schickte

Zeitgenossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde dadurch einer der ersten Buchhändler Deutschlands. Als endlich dieser thätige Mann im Greisenalter starb, hatte er, der nie Vermögen geerbt hatte, ein Vermögen von 100,000 Thaler hinterlassen. Da sieht man, wozu es Fleiß und Sparsamkeit bringen kann.

Der Spieler.

Es war im Herbst des Jahres 1847, als ich meinen alten Freund G. in D. besuchte. Mein guter Freund freute sich, wie ein Kind zur Weihnacht, als er mich nach so langer Trennung einmal wieder sah, und bot Alles auf, mir den Aufenthalt in der hübschen RheinStadt so angenehm als möglich zu machen. Für mich, der ich an das einfache, stille Landleben gewöhnt, bot die Stadt und ihr lebhafter Verkehr viel Anziehendes, und wir machten deshalb häufig Spaziergänge durch die Stadt und in ihrer reizenden Umgebung. Eines Nachmittags machte ich meinen Freund auf ein schönes Haus aufmerksam und fragte nach seinem Besitzer. „Es ist herrlich, daß du mich darauf aufmerksam machst,“ sagte mein Freund, „das soll dir Stoff zu einer sehr warnenden Erzählung geben.“ Ich habe darüber Folgendes erfahren:

Ein junger Kaufmann, wir wollen ihn Karl Müller nennen, erhielt durch die Heirath mit Maria S. ein bedeutendes Vermögen. Er erbaute sich auf einer der lebhaftesten Straßen zu D. ein prachtvolles Haus und führte darin jahrelang ein glückliches Geschäft. Man konnte keinen schöneren Familientreis sehen, als den des jungen Kaufmannes, wenn er an der Seite seines guten Weibes saß und die drei blühenden Kinder sie umspielten. Um das Bild noch lieblicher zu machen, muß man sich den alten Großvater im Lehnstuhl dazu denken, dem Kinder und Enkel die Tage des Alters zu versüßen bemüht waren. Wer hätte es je denken sollen, daß der Friede und das Glück dieses Hauses gestört werden würde! Und doch geschah es. Karl hatte sich durch einige falsche Freunde verleiten lassen, am Spiel Theil zu nehmen. Anfangs spielte man nur ganz niedrig, gleichsam nur zum Zeitvertreib. Nach und nach wurden die Einsätze vergrößert und zuletzt wählte man sogar eines jener teuflischen Hazardspiele. Karl schien glücklich zu sein, denn

er gew
auf da
kann b
sei?
verlor
Haus
rung d
zurück
Marie
ach! f
Tag se
gen be
Der al
schaute
starb a
des G
und be
seiner
Gläub
kleines
legen,
war ar
Ach! e
regung
ter den
das G
kunft
nicht u
Wort
Herz.
verfalle
einst i
jetzt di
fällt it
ihres S
Schnel
erhält
Dann
Mann
ihren
wandel

Er nahm
und wurde
s endlich
nie Ver-
er hinter-
t bringen

nen alten
sich, wie
Trennung
alt in der
jen. Für
bot die
wir mach-
er reiz-
freund auf
tzer. „Es
agte mein
Erzählung

Mer nenn-
endes Ver-
en zu D.
glückliches
hen, als
nes guten
Um das
Großvater
Tage des
ken sollen,
en würdel
e Freunde
pielte man
; und nach
ogar eines
ein, denn

er gewann namhafte Summen; wodurch die Lust zum Spiel aber auf das Höchste in ihm angeregt wurde. Doch welcher Spieler kann behaupten, daß ihm fortwährend das Glück günstig gewesen sei? Karl fing an zu verlieren, verlor große Summen und — verlor dadurch die Ruhe seines Gemüthes. Früher war ihm das Haus über Alles lieb gewesen; jetzt schlich er schon in der Dämmerung der heimlichen Spielhöhle zu. Spät in der Nacht kehrte er zurück und hatte für sein engelmildes Weib kein freundliches Wort. Marie wagte es einige Male, ihn liebevoll zu ermahnen, aber, ach! sie predigte tauben Ohren. Das Geschäft ging von Tag zu Tag schlechter, und wenn die Verfallstage erschienen, wo Rechnungen bezahlt werden mußten, dann war die größte Verlegenheit da. Der alte Großvater, der das Treiben des Sohnes wohl durchschaute, und der es nicht an väterlicher Ermahnung fehlen ließ, starb aus Kummer und Gram über den Verblendeten. Am Sarge des Entschlafenen fiel die arme Marie ihrem Karl um den Hals und bat ihn unter Thränen, doch vom Spiel abzulassen, und sich seiner verlassenen Kinder wieder anzunehmen. „Wir werden unsere Gläubiger bezahlen können,“ sagte sie, „und wenn wir auch ein kleines Geschäft treiben, so wird Gott wieder seinen Segen darauf legen, wenn wir treu und redlich das Unsere thun.“ Der Verirrte war auf das Tiefste erschüttert und versprach, nicht mehr zu spielen. Ach! es war ein Versprechen, daß er nur im Augenblick der Aufregung gegeben hatte; schon am dritten Abende saß er wieder hinter dem Spieltische. Die Geldverlegenheit wurde immer größer, das Geschäft zerfiel und die arme Marie sah einer traurigen Zukunft entgegen. Eines Tages war Karl ausgegangen und kehrte nicht wieder zurück. Zwei Tage harrete das arme Weib, und jedes Wort der Kinder: „Wo ist der Papa?“ war ein Dolchstich in ihr Herz. Da hört sie zu ihrem Entsetzen, ihr Mann sei wegen eines verfallenen Wechsels in's Gefängniß gebracht worden. Sie, die einst in Wohlstand erzogen und groß geworden war, ach! sie hatte jetzt die Mittel nicht, ihren Mann zu befreien. Doch, halt! da fällt ihr ein, daß sie einen kostbaren Ring mit Brillanten den Augen ihres Mannes verborgen gehalten, um daraus einst Hülfe zu schöpfen. Schnell ist sie entschlossen: sie trägt den Ring zum Juwelier und erhält eine Summe, womit sie den verfallenen Wechsel bezahlen kann. Dann eilt sie selbst in's Gefängniß, um ihrem unglücklichen Mann die Freiheit anzukündigen. Thränen der Freude glänzten in ihren Augen, die aber in Thränen des Kummers sich schnell verwandeln sollten. Der Spieler hatte in der Verzweiflung Gift ge-

nommen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er rang schon halb mit dem Tode, und lebte nur noch so lange, um zu erfahren, daß seine tugendhafte Frau ihm die Freiheit erkaufte hatte. Wer beschreibt den Jammer der armen Frau und ihrer Kinder? Und an allem Elend war nur die Leidenschaft zum Spiel die Schuld.

Empor!

Was seufzest du, und klagst so sehr,
In Schmerz und tiefem Leid,
Als gäb es keinen Retter mehr,
Zu helfen dir bereit.

Empor! empor! bekümmert Herz,
Ein Licht geht auf vom Herrn;
Der für uns trug einst Kreuz und Schmerz,
Dein Helfer ist nicht fern.

Er wandelt Steine dir in Brod,
Und Thränen dir in Wein,
Und sendet in die Nacht der Noth
Sein heilend Wort hinein.

Er tilget Allen ihre Schuld,
Die reuig zu ihm flehn,
Und führet sie zurück mit Huld,
Die in der Irre geh'n.

Er ist auch dir gewißlich nah,
Dein Hüter in der Nacht;
Und hat, was noch kein Auge sah,
Dem Treuen zgedacht.

Den Suchenden verstoßt er nicht;
Nimm gläubig seine Hand;
Die Bahn ist rauh, doch ist sie licht:
Sie führt zum Vaterland.

ang schon
zu erfah
ust hatte.
e Kinder?
ie Schuld.

pag. 100



Der Spieler.

Wohlag
aus
daß ihr
Be
tobte ge
In die
muthige

Die Mutter an der Wiege ihres Kindes.

Schlummre sanft in deiner Wiege,
Liebes Kind, o schlummere süß!
Keine Sorgen und kein Kummer
Trüben dir dein Paradies.

Schlummre sanft! die schönen Tage
Deiner Kindheit fliehen schnell;
Möcht' auf deinen Lebenswegen,
Leuchten dir die Sonne hell.

Ach! auch Stürme werden kommen!
Angst und Sorgen in das Herz!
Doch dein Heiland lenke freundlich
Deinen Sinn stets himmelwärts!

Liebes Kind, o, daß du werdest
Früh ein Gottes-Kindlein!
Würdest mir in alten Tagen,
Dann ein holder Engel sein.

Schlummre sanft in deiner Wiege,
Nichts stör' dich in deiner Ruh!
Kinderfreund, send' deine Engel
Meinem kleinen Engel zu!

P. J. Beumer.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war (im Jahre 954) der Friede zur Freude aller Wohlgesinnten geschlossen, so kamen im nächsten Jahre die Ungarn aus Frankreich zurück in's Baiterland, und dachten übermüthig, daß ihre Rosse die deutschen Ströme austrinken sollten.

Zahlloses Volk (es wird erzählt, daß ihrer 100,000 gewesen) tobte gegen Baiern heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. In dieser Stadt war der Bischof Ulrich, ein gar frommer und muthiger Mann, der machte die Augsburger wehrhaft und stärkte

ſie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufſchauten und ſie von lauter Harniſchen und Schwertern leuchten ſahen, ward ihnen plötzlich Botſchaft, daß der König mit dem deutſchen Heerbann wider ſie auf's Lechfeld herangezogen ſei; das breitet ſich zwiſchen dem Lech und der Werlach zehn Wegſtunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampfluſt nicht länger vor Augöburg liegen bleiben und ritten dem König entgegen an den Lech. Schnell zogen nun auch die Augöburger mit dem Biſchof Ulrich zu dem Heerbann hinaus. Der König theilte denſelben in acht Häuſen; drei davon waren lauter Baiern, die führte der Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an (weil der Herzog Heinrich krank lag); den vierten Häuſen bildeten die Franken, an ihrer Spitze ſtand Herzog Konrad, der voll Scham über ſeinen Verrath war und vor Begier brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu küſſen; der fünfte Häuſen beſtand aus den ehrlichſten Kampfhelden des ganzen Heeres, der König ſelbſt war ihr Verſüßter, und vor ihm her ſlog der Erzengel Michael, wie vor ſeinem Vater bei Merſeburg; den ſechſten und ſiebenten Häuſen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burchard und den achten die Böhmen; — alle dieſe Völker ſchwuren ſich unter einander Treue und Hülfe wie leibliche Brüder. Das war am 9. Auguſt 955. Wie nun die Ungarn das deutſche Heer in Schlachtordnung erblickten, ſchwammen ſie voll Ungebulde, auf ihren Roſſen, durch den Lech an's linke Ufer; dort umringten ſie die Schlachtordnung der Deutſchen und warfen ſich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen.

Dieſe hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Troß. Da brachen die Sieger ſchnell auf die Schwaben los, welche ſich mannhafte wehrten, aber endlich dennoch weichen mußten. Wie der König dieſe große Gefahr ſah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken; wie ein gereizter Löwe ſprang dieſer den Ungarn entgegen, warf ſie zurück, befreite alle Deutſchen, welche ſie gefangen hatten, und brachte ſie dem König. Am andern Morgen (es war der Feſttag des heiligen Laurentius), betete der König inbrünſtig zu Gott und gelebte, wenn Chriſtus ihm die Feinde des Glaubens überwinden helfe, dem heiligen Laurentius ein Biſthum in Merſeburg zu ſtiften. Dann las der Biſchof Ulrich dem Heere die Meſſe und reichete dem knieenden König den Leib des Herrn. Wie ſich Otto wieder erhob, ſprach er zu den Deutſchen: „Seht um euch! Zahllos ſind die Häuſen der Heiden, aber mit uns iſt der mächtigſte Helfer, Chriſtus mit ſeinen Schaa-

ren. E
Doch m
Hoch z
ſpreugt
voran.
ſche He
Einigkeit
Schande
Wuth;
Theobal
ginald;
los, d
Tod ver
W

Deutſch
hinweg.
Entſege
Deutſch
ſprangen
weder s
blutgeſä
Volk v
Abend
ein un
ſieben l
die Br
Darnad
über al
D
als bis
ſtand g
Stelle,

G
Namen
eines l

ren. So laßt uns aushalten, und lieber sterben, als weichen. Doch wozu viel Worte? Statt der Zunge rede das Schwert! Hoch zu Ross, den Schild am Arm, die heilige Lanze schwingend, sprengt er jetzt, im Glanz der Morgensonne, seinen Deutschen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderstehlich rückt das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blinder Ungesinn zu Schanden. Schon weichen sie aneinander; um so heißer wird ihre Wuth; viele deutsche Helden müssen sie büßen. Da sinken Graf Theobald, (der Bruder des Bischofs Ulrich) und sein Vetter Reginald; Herzog Konrad von Franken löst in der Hitze den Helm los, da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle, und so löst ihn der Tod von seiner Schuld.

Wie nun die Ungerhaufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehen wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein, ihr Entsetzen wächst; die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutschen fallen über sie herein, wie der Zorn Gottes! Heulend sprangen die Ungarn in den Dsch, aber der ist gut deutsch und läßt weder Rosse noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Wasser schwellen über. So wird das übermüthige Volk vernichtet; nur wenige entrinne dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit dem Bischof Ulrich glorieich in Augsburg ein und dankte dem Herrn für Deutschlands Befreiung. — Nur sieben Männer von cen hunderttausend, die gekommen waren, sollen die Botschaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein strenges Gericht über alle Verräther des Vaterlandes, welche sie herbeigerufen.

Die Ungarn aber wagten sich seit der Zeit nicht weiter vor, als bis zu ihrer Grenzfestung, welche die Eisenburg hieß; diese stand gar trozig auf einem Felsen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das stattliche Kloster Mülk erbaut ist.

E. Duller.

Der glückliche Schuß.

Ein Pflanzler auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Namen van Wyck, war neben seiner Wohnung mit dem Ausbessern eines Wagens beschäftigt. Die Frau saß vorn im Hause, und

näherte, während die Kleinen um sie herum spielten. Ein entsetzliches Geschrei machte den Pflanzler aufmerksam; und wer malt sein Entsetzen, als ein großer Löwe, trotz des hellen Tages, sich gemächlich der Hausthür näherte, und im Schatten auf der Thürschwelle, dicht bei seinem Weibe, nahe bei seinen lieben Kindern, sich hinstreckte! Starr vor Entsetzen saß die Frau auf ihrem Stuhle, sah bald ihre Kleinen, bald den fürchterlichen Kopf des Löwen an, den dieser zu ihr hingerrichtet hielt. Der Pflanzler schlich sich geräuschlos hinter das Haus nach dem Fenster und, Welch ein glücklicher Zufall! das Fenster war offen, und sein scharf geladenes Gewehr ruhte vor demselben am Giepfeller. Das Fenster war zu klein, als daß er hätte hindurch schlüpfen können; und hätte die Flinte weiter zurückgestanden, wäre alle Hoffnung verloren gewesen. Ein zweiter glücklicher Zufall war der, daß die Zimmerthür offen stand, und van Byk durch dieselbe den Kopf des Löwen auf der Thürschwelle sehen konnte. Aber, Welch Entsetzen! Der Kopf des einen Kindes war gerade in der Schußlinie; dennoch entschloß sich der Pflanzler, das Aeußerste zu wagen, spannte den Hahn, empfahl dem Allmächtigen das Leben seiner Geliebten, schoß, und traf den Löwen mitten vor den Kopf. Er war augenblicklich verendet. Die Kugel hatte die Haare des Lieblings berührt. Das mindeste Geräusch, ja ein Hauch konnte dem Löwen seine Lage verändern machen, so daß die Kugel den Kopf desselben nicht traf, und Alles war verloren. Und nun noch das Schreckliche, die leichteste Bewegung des Kindes brachte sein Leben in Gefahr.

„Zwei Jahre sind bereits seit diesem Vorfalle verflossen,“ — sagt van Byk, als er dieses erzählte; — „aber immer steht derselbe in seiner ganzen Gräßlichkeit mir vor Augen.“

Das Erntefeld.

Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs II. ward von diesem, seiner seltenen Talente wegen, die er besonders auch im Kriege gegen Oestreich entwickelte, so hoch geschätzt, daß er von demselben öfters gerade solche Aufträge bekam, deren Ausführung einen scharfsinnigen und sehr umsichtigen Feldherrn erforderte.

Bei einer solchen Gelegenheit ward dem Prinzen eines Tages gemeldet, daß sich ein beträchtliches feindliches Truppencorps an-

näherte, welche Stärke hatte gr dem M Vereini wichtige M

daher d sphen, Treffen wäre.

getroffen eingetre die Des und we

M auf, u gereister Heere.

sand de er beträ unter f tretenen

sah er Getreide aber in wolle.

M der Ge umgebe ren, au

Landmü chen S wenn i wehrlos werden.

Wege e Mensch fehlschal

nährte, wodurch die eine Flanke der Heeresabtheilung bedroht ward, welche seiner Leitung anvertraut war, um sie dem Könige zur Verstärkung der von ihm in Person befehligten Armee zuzuführen. Sehr unwillkommen war dem Prinzen die erhaltene Botschaft. Er hatte große Eile, jede Stunde war berechnet, um recht zeitig bei dem Monarchen an dem angegebenen Orte einzutreffen, und die Vereinigung der Truppen zu bewirken, die dann schon eine andere wichtige Bestimmung hatten.

Mit der ihm eigenthümlichen Umsicht suchte Prinz Heinrich daher den heranrückenden Feind über seine wahre Absicht zu täuschen, und durch geschickt gewählte Marsche und Stellungen ein Treffen zu vermeiden, das ihm jetzt noch sehr ungeliegt gewesen wäre. Aber sein Zweck konnte, nach den vom Feinde gegenseitig getroffenen Maßregeln, nicht erreicht werden, und da es unter den eingetretenen Umständen das Beste war, plötzlich umzukehren und die Destreicher anzugreifen, so entschloß der Prinz sich auch dazu, und wollte, was geschehen mußte, schnell thun.

Mit Anbruch des nächsten Tages brach er gegen den Feind auf, und ging ihm kühn entgegen. Schöne Saatsfelder mit fast gereifter reicher Ernte lagen zwischen seinem und dem feindlichen Heere. Jammernd darüber, daß sie würden nieder getreten werden, fand der Prinz zahlreiche Landleute auf dem Wege. Sogleich ließ er beträchtliche Summen baaren Geldes aus seinen eignen Mitteln unter sie, als Schadenersatz, austheilen, und rückte über die zertretenen Aecker vor. Indem er aber so eine Anhöhe erreicht hatte, sah er vor sich eine weit ausgedehnte Ebene, ganz und gar mit Getreide, der Hoffnung vieler Tausende, bestellt, jenseit derselben aber in weiter Ferne den Feind dahin ziehen, den er angreifen wollte.

Behmüthig betrachtete der menschenfreundliche Feld den Segen der Gefilde. Er ließ seine Truppen Halt machen. Zu den ihn umgebenden Generalen aber sprach er: „Blicken Sie, meine Herren, auf jene Ebene hin; dort ist Gottes reicher Segen, der arme Landmann hofft ihn zu ernten. Ich bin außer Stand, ihm solchen Schaden zu vergüten, als dadurch angerichtet werden müßte, wenn unsere Regimentier hier auf den Feind losbrächen. Was für wechelsehender Landbewohner Segen ist, soll für uns aber nicht ein Fluch werden. Zurück denn! und lassen Sie uns den Feind auf anderem Wege auffuchen, wo wir nicht Thränen säen, und unschuldige Menschen Jammer ernten. Zurück, zurück!“ Als einige der Befehlshaber Segenvorstellungen machen wollten, sprach der Prinz sehr

edrich II.
die er be-
schäftigt,
am, deren
ldherren er-
ines Tages
neorps an-

ernst: „Ich befehle es! — Augenblicklich zurück! Das ist unsers Monarchen Wille nicht, daß wir verderben sollen, wo wir schonen können. Drei Stunden höchstens länger marschirt, und wir werden den Feind treffen, und ihn mit Gottes Hülfe schlagen.“

Die Destreicher, die schon aus der Ferne die Anhöhen besetzt gesehen hatten, vermutheten, daß jenseit derselben die Preußen aufmarschiren würden, und trafen ihre Anstalten darnach. Der Prinz führte aber seine Truppen hinter einem Walde in die Flanke des Feindes, brach plötzlich aus demselben hervor, und griff ihn mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit an, daß er ihn glücklich schlug und zerstreute.

Als die geängsteten Bewohner der Umgegend ihre Ernte verschont sahen, und des Prinzen edle Absicht erkannten, riefen sie gerührt und erstaunt aus: „Das hätten unsre eignen Leute schwerlich gethan!“ und segneten laut den menschenfreundlichen hochgefunten Königssohn und Feldherrn.

* * *

Hervorstechende Milde und Characterglüte waren die schönen Eigenthümlichkeiten des Prinzen Heinrich, und nicht allein in seinem Volke, und in seinem vaterländischen Heere war er durch sie bekannt und geschätzt, sondern auch im Auslande, und selbst unter den damaligen Feinden Preußens, den Sachsen, ihretwegen so hochgeehrt, daß ihn die sächsischen Bauern, wegen der Schonung und Menschenfreundlichkeit, die er überall gegen sie übte und ausüben ließ, den sächsischen Herrgott nannten. Wenn er durch ihr Land kam, so drängten sie sich herbei, ihn zu sehen, begrüßten ihn herzlich, und trugen ihm ihr Anliegen, so wie ihren Dank für das Gute, welches er ihnen erzeigt hatte, mit Offenheit und Nüchternung vor.

Einst, als er an der Spitze einer Truppen-Abtheilung durch die Gegend von Meissen zog, hatten sich ebenfalls Tausende von Landeuten, um ihn zu sehen, versammelt. Unter ihnen befanden sich auch zwei rüstige junge Bauerdirnen, von denen die Eine, als der Prinz (der von Weisen nicht groß) schon ganz nahe war, zur Andern ganz laut sagte: „Si sieh' mal Du, den hübschen kleinen General, wie straff er auf'm Pferde sitzt.“ — „Laß nur,“ sprach die Andre, „der wird noch, will's Gott, groß genug werden.“ Ein alter daneben stehender Bauersmann gebot den Mädchen, nicht so laut zu reden, denn es sei ja des Preußenkönigs Bruder. „Und wenn er es auch gehört hätte und wäre des Papstes Bruder,“ erwiderte

das M
aber —

— „u
— Si

G
tier, b
der M
sei, gi
sperrn
wolle,
werden
dürfen
Klapp
gegnet
lich de
quarti
müssen
Genera

ere
Worte
möglich
nahme
holung
sich be
wieder
er öft
bringe

was
aber
muthi
eigenen

scher
welche
hatte

das Mädchen, „ich habe nichts Böses gesagt; Klein ist er einmal, aber — — „Hast Recht,“ rief der Prinz, ihr freundlich zunickehend — „und gebe Gott, daß Deine Prophezeiung dereinst wahr werde!“ — Sie wurde es.

Einst erhielt Prinz Heinrich nach einem Treffen sein Quartier, bei dem Mangel eines andern Locals, in einer Mühle. Als der Müller erfuhr, wer der bei ihm angekommene Befehlshaber sei, ging er hinaus, und war bemüht, die Gänge der Mühle zu sperren. Der Prinz sah es, und fragte ihn, weshalb er das thun wolle, und ob er nichts zu mahlen habe. „Ew. Königliche Hoheit werden nach den Anstrengungen des heißen Tages der Ruhe bedürfen,“ sagte der Müller, „und da würde das Ihnen ungewohnte Klappern der Mühle Sie stören.“ „Nahlt nur ruhig fort,“ entgegnete der Prinz, „Brod geht über Alles, wir Alle bedürfen täglich desselben;“ und als der Müller bemerkte: er habe bei der Einquartierung gewöhnlicher Krieger immer zuerst die Mühle sperren müssen, erwiderte der Prinz lächelnd: „Nun, ich bin ja auch schon General, und den darf nur Kanonendonner stören.“

Gegen Gefangene bewies der Prinz Heinrich immer besondere Schonung, und richtete die Niedergeschlagenen durch freundliche Worte auf; den verwundeten Gefangenen aber ließ er alle nur mögliche Pflege angedeihen, und bezeugte ihnen Sorgfalt und Theilnahme. Sein eigener Arzt hatte unter solchen Umständen keine Erholung, er schickte ihn von Einem zum Andern, und erkundigte sich bei ihnen genau, ob derselbe und wann er sie verbunden und wieder besucht hätte. Schwer verwundete feindliche Offiziere nahm er öfters in seinen eignen Wagen, um sie in das Feldlazareth bringen zu lassen.

Zwar kannte er den Kriegsgebrauch, gefangenen Feinden das, was sie etwa Werthvolles besäßen, abzunehmen, nicht ändern; aber wo er dergleichen Beute machen sah, da wandte er sich unmutig ab, oder er vergütete den Soldaten dieselbe aus seinen eignen Mitteln, und ließ den Gefangenen das Ihrige zurückbringen.

Nach der Schlacht bei Lewositz traf es sich, daß ein preussischer Husar den feindlichen Feldmarschall-Lieutenant Radicali, welcher schwer verwundet war, gefangen einbrachte. Der Husar hatte nach Kriegesfittte denselben nicht nur entwaffnet, sondern ihm

auch Börse und Uhr abgenommen. Er führte das Pferd seines Gefangenen am Zügel neben dem seinigen, und der schwer Verwundete mußte mühselig zu Fuß fort. Da kam Prinz Heinrich geritten, und der Gefangene, der ihn erblickte, rief ihm zu: „Prinz, ich bin gefangen, verwundet und — ausgeplündert!“ Mit einem vielsagenden Blick auf ihn entgegnete jener: „Gefangen sind Sie jetzt nicht mehr, und Ihr Verlust ist zu ersetzen.“ Damit sprang er selbst vom Pferde, bot selbiges dem Husaren für sein Beutepferd, und suchte in den Taschen, um dem Husaren den Degen des Feldmarschall-Lieutenants abzukaufen. Beschämt gab der Husar nunmehr Alles zurück, und wollte fort zu seinem Regimente. „Nein, nicht also,“ rief der Prinz, „Du hast Dich tapfer geschlagen, und Deine Beute ist rechtmäßig gemacht! Hier nimm meine Börse, und halte Dich immer so wacker, wie heute.“ Dem Grafen Radicali aber ließ er alle seinem Range gebührenden Ehren erweisen, und einstweilen in seinem eignen Quartier alle nöthige Pflege angedeihen.

Die schuldigen Pflichten eines ehrlichen Mannes.

Gib Gott, was Gottes ist, Herz, Seel, Gemüth und Sinnen.
Bedenke Alles wohl, eh' du es willst beginnen!
Gesell' dich nur zu dem, der fromm und ehrbar ist,
Und überheb' dich nicht, wenn du geschickter bist.
In deiner Meinung richt' dich nach verständ'gen Leuten;
Gib gern und höflich nach, will man sie dir bestreiten;
Merk, was dir wird gesagt, zu deiner Besserung,
Und bilde nie dir ein, du habest Wig genug.

Führ' nimmer solch' Gespräch, das Andre nicht verstehen,
Daß Redlichkeit dafür in deinen Reden sehen!
Halt wie ein Mann dein Wort, doch nimm dich auch in acht,
Daß du nicht eh'r verpörrichst, bis du es wohl bedacht!
Sei dienstfertig und mild, laß gerne mit dir reden,
Mit freundlichem Gesicht empfang' einen Jeden,
Hab aufgeräumten Muth, doch mach' dich nicht gemein;
Was du entschieden willst, muß wohl erwogen sein!
Lieb' ohne Eigennutz! dein Umgang sei bedächtig!
Kriech' nie vor großen Herrn! denn das ist niederträchtig.
Die Freundschaft unterhalt' auf's Best' mit Jedermann;
Prozesse aber flieh' und fange keine an!

Erk
Ein
Leib
Und
Wo
Dem
Halt
Und
Nütz
Vers
Je
Verl
Spr
Und

Kind
wels
hatte
Auf
seiner
er ar
zusch
und

Soß
Sie
nich
die
ter
wezu
Auff
schen
zu e
Kön
zerei
selge

Erkundige dich nicht nach dem, was Andre machen;
 Ein Mann von Ehre sorgt mit Fleiß für seine Sachen.
 Leih stets mit guter Art, doch ohne Eigennuz,
 Und nimm die Unschuld stets, die man verfolgt, in Schutz.
 Wo man die Zwietracht liebt, da jag dem Frieden nach;
 Dem Feinde wehthuthun, das ist die beste Nach'.
 Halt' alle Menschen werth nach ihrem Stand und Thun,
 Und hehle Niemand durch, laß einen Jeden ruhn.
 Rühm' nie die Dienste auf, die du Jemand erwiesen,
 Verschweige sie vielmehr, bleibst du auch ungepriesen.
 Je höher du dich schauft, je mehr die Demuth übe,
 Verliere nie den Muth, wird auch der Himmel trübe!
 Sprich wenig! denke viel! Leg keinen Ruhm dir bei,
 Und fehr' bei deinem Thun dich nie an Plauderei!

Wie ein König seine Mutter liebt.

Friedrich der Große, Preußens größter König, hing von Kindheit an mit innigster Liebe an seiner Mutter. Nie vergaß er, welchen Kummer er ihr durch die unglückselige Flucht verursacht hatte und suchte sie dafür in späteren Jahren durch die zarteste Aufmerksamkeit zu entschädigen. Während er nach seiner Vermählung seinem Vater, dem König, aus Rheinsberg große Rekruten, die er angekauft oder eingefangen, oder Wildschweine, die er erlegt, zuschickte, erhielt die Königin bei jeder festlichen Gelegenheit Briefe und Gedichte, aus denen die aufrichtigste Liebe und Verehrung spricht.

Als die Königin-Mutter nach dem Tode ihres Gemahls den Sohn mit „Ew. Majestät“ anredete, sagte Friedrich: „Erlauben Sie mir, Sie fortwährend Mutter zu nennen und nennen Sie mich Ihren Sohn, dieser Titel hat mehr Werth für mich, als die Königswürde.“ Zur Feier des Geburtstages der Königin-Mutter ließ Friedrich in Berlin jedes Mal eine große Oper aufführen, wozu die Gesellschaft des Hofes und der Stadt eingeladen wurde. Außerdem vergaß der König nicht die geliebte Mutter durch Geschenke und — so viel beschäftigt er auch war — durch ein Gedicht zu erfreuen. Einst schickte er ihr die Geschenke der heiligen drei Könige: eine Chatulle mit neuen Dukaten, ein Kistchen mit Spezereien und anstatt der Myrrhen einen Myrtenkranz, mit folgendem Gedicht:

Gold, Myrrhen, Weihrauch brachten einst
 Die heiligen drei Könige mit Verehrung
 Hin zu des neugebornen Kindes Krippe.
 Verschmäh' auch du, o Königin, mich nicht,
 Wenn ich um eben diese Zeit vor dir
 Mit eben solchen Gaben heut' erscheine.
 Die holden Myrten sind der Liebe Zeichen,
 Die ehrfurchtsvoll in meinem Herzen glüht
 Seit meiner Kindheit. Weihrauch aber deutet
 Die Wünsche an, die für dein Leben ich
 Dem Himmel opfre. Und was soll das Gold?
 Dem Golde Heil! das schnell, für dich bereit,
 Der Freude, wenn sie säumet, Flügel leiht.

Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei den Linnen
 Die alte dort im weißen Haar,
 Die rüstigste der Wascherinnen,
 Im sechsundsiebzigsten Jahr.
 So hat sie stets mit saurem Schweiß
 Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen
 Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
 Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
 Geliebt, geheßt und sich vermählt;
 Sie hat des Weibes Loos getragen,
 Die Sorgen haben nicht gefehlt;
 Sie hat den kranken Mann gepflegt;
 Sie hat drei Kinder ihm geboren;
 Sie hat ihn in das Grab gelegt
 Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's die Kinder zu ernähren;
 Sie griff es an mit heiterm Muth,
 Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
 Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
 Zu suchen ihren Unterhalt,
 Entließ sie segnend ihre Lieben;
 So stand sie nun allein und alt,
 Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
 Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
 Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
 Das Garn dem Weber hingbracht;
 Der hat's gewebt zu Leinwand;
 Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
 Und nähte sich mit eigener Hand
 Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
 Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
 Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
 Ihr Kleines, ihr ersparter Schatz.
 Sie legt es an des Herren Wort
 Am Sonntag früh sich einzuprägen,
 Dann legt sie's wohlgefällig fort,
 Bis sie darin zu Ruh sich legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
 Ich hätte, diesem Weibe gleich,
 Erfüllt, was ich erfüllen sollte
 In meinen Grenzen und Bereich;
 Ich wollt', ich hätte so gewußt
 Am Kelch des Lebens mich zu laben,
 Und kömmt' am Ende gleiche Lust
 An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

Die Opfer zu Wesel.

Generalmarsch wird geschlagen zu Wesel in der Stadt,
 Und alle fragen ängstlich, was das zu deuten hat.

Da führen sie zum Thor hinaus, still, ohne Laut,
 Die kleine Schaar, die heiter dem Tod in's Auge schaut.

Sie hatten kühn gefochten mit Schill am Dülseestrand,
 Und gehn nun kühn entgegen dem Tod für's Vaterland.

Sie drückten sich, wie Brüder, die Hand zum letzten Mal;
 Dann stehn sie ernst und ruhig, die Gilt an der Zahl.

Und hoch wirft Hans von Flemming, die Mütze in die Luft.
„Es lebe Preußens König!“ die Schaar einstimmig ruft.

Da knattern die Gewehre, es stürzt der Braven Reich',
Zehn treue Preußen liegen, zerrissen von dem Blei.

Nur Siner, Albert Wedell, trägt jenem Blutgericht,
Verwundet nur am Arme steht er und wanket nicht.

Da treten neue Schergen, auch ihn zu morden, vor,
Und: „Gebet Achtung! — fertig!“ schallt's schrecklich ihm in's Ohr.

„D zielest,“ ruft er, „besser! hier flht das deutsche Herz!
Die Brüder überleben, ist mir der größte Schmerz!“

Raum hat er's ausgesprochen, die Mörder schlagen an,
Durchbohrt von ihren Kugeln liegt auch der letzte Mann.

So starben tapfre Preußen, durch Schande nie besleckt,
Die nun zu ew'gen Ruhme ein Stein zu Wesel dect.

Schmidt.

Das Loch im Aermel.

Ich hatte einen Spießgesellen und Jugendfreund, Namens
Albrecht, erzählte einst Herr Nerbel seinem Nissen. Wir beide
waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbän-
dig. Unsrer Kleider waren nie neu, sondern besudelt und zerrissen.
Da gab's Schläge zu Hause; aber es blieb beim Alten. Eines
Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und
erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte General-
lieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gib't's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein stein-
alter Mann in feinen Kleidern und weiß gepudertes Perücke, der
hinter unsrer Bank stand und die kindlichen Entwürfnisse angehört
hatte.

Wir erschrocken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es
euren Rücken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr
sonst die Löcher in euren Aermeln dulden!“ Dabei faßte er Jedem

von uns an die Ellenbogen und behrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch.

„Wenn's euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernst ihr's nicht selbst.“ Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas Anderes.

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte.

Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Rath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's so gleich gebessert.

Das machte mich aufmerksam; ich möchte an unzerrißener Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perücke hatte so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zur rechten Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wasser eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samentörnern Bäume, wer weiß wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen, er verlargte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher.

„Ich sehe ihm an,“ sagte er, „er hält das Seine zu Rath; aus dem Andern giebt's keinen Kaufmann.“ Da dachte ich wieder an den alten Mann und das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zur rechten Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Böcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges,

weder im Guten, noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hat auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab es Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich ein Zänker und gallstüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben, ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich angelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Nachdenken, wie im Aufstern der fruchtbare, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wezu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon, — Brunt damit treiben vor den Leuten? — das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf Andern, wie die Gott durch Andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichthum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lern etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

H. Zschokke.

Die Posaune des Gerichts.

Gar wundersam und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Das sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; das sind Verwickelungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das ist eben

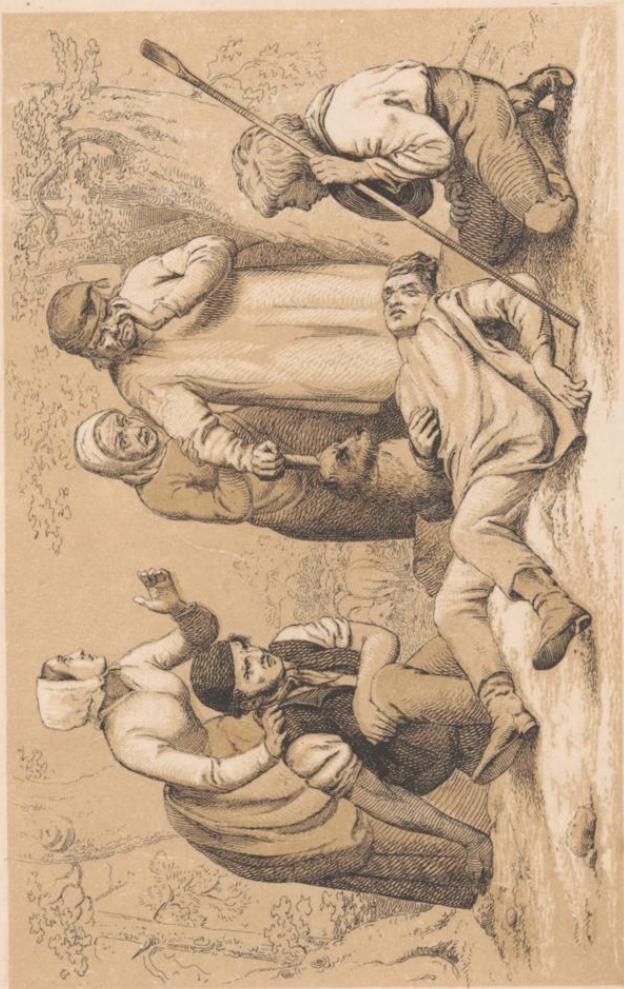
kennt sich
scheuliches
despotisch,
rath; da
n Arme
, wie der
en Mann
bewahrte

ien. Ge-
sein (denn
Gewöhnt,
über das-
t mit mir
g Freunde,
gen. Der
ustern der

ich: du
unk damit
in meinen
ff Andern,
Das höchste
igkeit von
— Jetzt,
es; denke
h vor dem
n Kamerad
erika todt-
ffe.

hältnisse des
sehen, die
pfen kann;
nicht lösen
as ist eben

pag. 116.



Die Posanne des Gerichts.

das W
daraus

mitten
monde
einem
des W
Gefan
Alles,
Schul
hinab
feucher
und v
ob au
Liedes
des L
die L
Schne
weiter
Alles
eilten
die S
barer
und
Stirn
Man
drang
zurech
aber
Alles
die L
ten.
auf v
gen
davor

deffen
seelte
Stein
dem
Kirch

das Wunder, daß alles gewöhnlich ist und doch außerordentlich daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichtel

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Kniende den Dahingestreckten aussuchte, und Alles, was er fand, zu sich stückte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wellte ihn an den Strom, der fernber rauschte, hinabtragen, um ihn dort zu versenken. Blöglig blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht fortreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durch's Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwingen sich auf und fangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkungen sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an

dessen Fuße die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüber zieht, sollte nun der todte Fremde des andern Tages begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach: „Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegen schlug. Möge der, der Alles kann und Alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinauf steigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? du stehst jetzt vor ihm, der über alle Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen.“ — „Erhebet mit mir eure Hände,“ fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände emper. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsre Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehre um, so lange es noch Zeit ist. Hüte dich nicht Trevel auf Trevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts“

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!“ Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“ — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herren, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele

heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.
B. Auerbach.

Einiges aus dem Leben Alexanders des Großen.

Philipp's Sohn, Alexander, den man den Großen genannt hat, verrieth schon in der Jugend, welcher ein Ehrgeiz in seiner Brust glühte. Als er von einem neuen Siege seines Vaters hörte, und alle seine Freunde darüber jubelten, blieb er allein still und nachdenkend, und als seine Freunde ihn fragten, ob er sich denn nicht über den Sieg seines Vaters freue, soll er mit Thränen im Auge ausgerufen haben: Mein Vater wird mir nichts zu erobern übrig lassen!

Zu jener Zeit galt Persien für das mächtigste Reich der Erde, und der König der Perser wurde schlechtweg der König oder auch der große König genannt, als ob alle andern Könige der Erde nichts zu bedeuten hätten. Gegen diesen großen König zog Alexander zu Felde; er besiegte sein Heer in mehreren Schlachten und richtete aus den eroberten Ländern ein Reich auf, wie bis dahin noch keines bestanden hatte. Aber der junge König ergab sich dem Wein und allen sinnlichen Lüsten, und starb in der Blüthe seiner Jahre in der von ihm eroberten Stadt Babylon. Seine Feldherren theilten sich in seine Länder und gründeten mehrere kleinere Reiche, die aber auch keinen Bestand hatten und nach kurzer Dauer sich den Römern unterwerfen mußten.

Einem Könige, wie Alexander dem Großen, fehlt es niemals an Schmeichlern, und Schmeichler haben das Ihrige dazu beigetragen, seine Gesinnung zu verderben. Sein Hochmuth konnte zuletzt keine Grenzen mehr, er verlangte wie ein Gott verehrt zu werden. Ehe es so weit mit ihm gekommen war, hatte er oft das Gefühl, daß es noch eine andere Art von Größe gebe, als die, nach welcher er strebte, und einmal hat er es auch bei einer seltenen Veranlassung ausgesprochen.

Es lebte nämlich zu Alexanders Zeit in Griechenland ein wunderlicher Geselle, mit Namen Diogenes, ein Weltweiser von der strengen Art, die alle Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens verschmähten, um nur recht unabhängig zu leben. So weit, als dieser Sonderling, hatte es hierin noch Keiner vor ihm getrieben; er entsagte allen Bequemlichkeiten des Lebens, und lebte zuletzt in

einer großen Tonne, die er von einem Orte zum andern rollte, sobald es ihm einfiel, seinen Aufenthalt zu verändern. Die Thorheiten der Menschen strafte er zwar oft mit beißendem Spott, aber doch immer mit guter Laune, so daß die Leute ihm gern zuhörten, auch wenn er ihnen bittere Wahrheiten sagte.

Einmal ging er am hellen Tage mit einer brennenden Laterne auf dem Markte umher. Was suchst du? fragte ihn Einer. Ich suche Menschen, war die Antwort des alten Spötters.

Ein Mann von schlechtem Ruf hatte über sein Haus die Inschrift setzen lassen: hier darf nichts Böses hinein! Da möchte ich nur wissen, sagte Diogenes, wie denn der Heer selber hinein kommt!

Ein andermal fragte ihn Jemand, welches das gefährlichste Thier sei. Da antwortete er: unter den wilden Thieren ist es der Verläumder, unter den zahmen der Schmeichler.

Von diesem Diogenes nun hatte Alexander auch viel reden gehört, und als er einmal zu Korinth war, wo Diogenes sich damals aufhielt, erwartete er, daß auch der Sonderling sich ihm vorstellen würde. Dazu aber hatte Diogenes keine Lust, sondern meinte: Ich habe bei dem Könige nichts zu suchen; will er mich sprechen, so mag er zu mir kommen. In der That entschloß sich Alexander, den Sonderling zu besuchen, der eben vor seiner Tonne lag und sich sonnte. Alexander sprach mit ihm lange Zeit in Gegenwart aller seiner Hofsleute, und fragte ihn beim Abschiede, ob er sich nicht eine Wohlthat ausbitten wolle. Ach ja, sagte Diogenes, ich bitte dich, tritt ein wenig zurück, du benimmst mir die Sonne. — Das war den Hofsleuten doch zu viel. Der Narr, meinten sie, hätte ja bitten können, was er gewollt hätte, Alexander würde es ihm gewährt haben. Freilich wohl, sagte der König; aber in Wahrheit, fügte er hinzu, wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl Diogenes sein!

Von Alexanders Zügen nach Indien hat man mancherlei Erzählungen, wahre und falsche; aber unter den wahren sind viele, die fast unglaublich scheinen! Könnt ihr's euch denken, daß es damals, wie noch in neuerer Zeit, in Indien Menschen gegeben hat, die sich freiwillig dem Feuertode weihten? Einer von den Brahminen, den indischen Priestern, mit Namen Kalanus, hatte Alexander überredet, mit ihm zu ziehen, als er sich aus Indien zurückzog.

Unterwegs erkrankte Kalanus, und sogleich beschloß er, sein Leben durch Feuer zu endigen. Vergebens wandte Alexander Bitten und Vorstellungen an, der Kranke beharrte bei dem einmal

gefaßten Vorsatz. Auf sein Verlangen ward ihm ein Scheiterhaufen aufgethürmt, ein feierlicher Zug ging vor ihm her, er selbst ward getragen und auf den Scheiterhaufen gesetzt. Man hörte ihn mit völliger Ruhe indische Lieder singen; er vertheilte noch den Schmuck und die Teppiche, mit dem man ihm zu Ehren den Scheiterhaufen geziert hatte. Dann legte er sich anständig zurück und sah ohne die geringste Bewegung die Flammen über sich zusammen schlagen. Alexander hatte diesem Schauspiel nicht beiwohnen wollen, er hatte aber befohlen, mit allen Trompeten dabei zu blasen; das ganze Kriegsheer stimmte bei dem Aufodern der Flammen ein lautes Geschrei an, und selbst die Elephanten sollen mitgebrummt haben.

Ergößlicher, als diese schauderhafte That ist die Erzählung von einer Unterredung Alexanders mit einem Könige in Afrika, deren Wahrheit ich aber nicht verbürgen mag.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brod vor. — Eßet Ihr das Gold nicht, fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Sprisen hättest du in deinem Lande auch wohl finden können. Warum bist du zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander, aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. Nun wohl, erwiderte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich so unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut sammt allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz. Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sahen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund, nicht! — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! Dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiderte Alexander, aber er besremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen sein?

fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voll Verwunderung: Scheinet auch die Sonne auf dieser Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Sieht es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen; ihr verdienst es nicht.

Einige Züge aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Friedrich wußte durch Herablassung und Freundlichkeit die Herzen Aller, die ihn sahen, zu gewinnen. Als er einst von Schlessien nach Berlin reiste, drängte sich eine alte Frau dicht an den Wagen des Königs heran. „Was wollt ihr?“ fragte der König sehr gnädig. „Nur das Angesicht meines Königs sehen und nichts weiter,“ antwortete die Alte. Der König nahm einige Friedrichsd'or aus der Tasche, gab sie ihr und sagte: „Seht, liebe Frau, auf diesen Dingen stehe ich viel besser; da könnt ihr mich ansehen, so lange ihr wollt; jetzt aber hab' ich nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen.“

Auch freimüthige Antworten liebte der König und nahm ein dreistes Wort nicht übel, wenn es nur wahr und treffend war. So fragte er einst bei einer Musterung einen Soldaten, der bei Kollin mehrere Hiebe über das Gesicht erhalten hatte: „In welcher Schenke hast du die Bierhiebe erhalten?“ Der Soldat besann sich nicht lange, sondern antwortete zur großen Freude des Königs: „Bei Kollin, wo Civ. Majestät die Beche bezahlt haben.“

Verdienstvollen Generalen, hielt Friedrich ganz besonders viel zu gute. Dem General Seidlitz, dessen Reiterei die Schlacht bei Roßbach vornehmlich entschieden hatte, sagte er einst bei einer Parade: „Mein lieber Seidlitz, ich dächte, sein Regiment reitet viel länger, als die übrige Kavallerie.“ „Ihre Majestät,“ erwiderte Seidlitz, „mein Regiment reitet heute noch so, wie bei Roßbach.“ Der König vermied es seitdem, Bemerkungen zu machen, die den General hätten kränken können.

Wie der König selbst einen unerschütterlichen Muth und eine seltene Geistesgegenwart besaß, so verlangte er eine gleiche Furchtlosigkeit von allen seinen Offizieren. Einem seiner Begleiter, den er sehr liebte, wurde bei der Belagerung von Schweidnitz ein Pferd unter dem Leibe erschossen, wobei auch der Reiter eine bedeutende Quetschung erhielt. Mit kläglichem Geberden und einem Ausruf des Schmerzes wollte der Offizier davoneilen, aber der König rief ihm mit ernster Stimme zu: „Wo will er hin? Will er den Sattel abschnallen und mitnehmen!“ und der Offizier kehrte beschämt zurück.

Mit Recht wird unter allen Vorzügen Friedrichs seine strenge Gerechtigkeitsliebe gerühmt. Auf einer Reise nach Preußen fragte er den Präsidenten der Pommer'schen Regierung, ob er auch Güter habe und ob er sich nicht ankaufen wolle. Der Präsident antwortete, daß er aus einer armen Familie sei und daß er von seinem Vater nichts als einen ehrlichen Namen geerbt habe. „Das ist gut,“ sagte der König, „da weiß er, wie armen Leuten zu Muth ist, und wird also das Recht nicht beugen.“ Bekannt ist die Geschichte der Windmühle zu Sanssouci, die noch jetzt als ein Denkmal der Gerechtigkeitsliebe des großen Königs nahe beim Schlosse steht. Der Müller wollte nämlich die Mühle nicht verkaufen, so viel ihm auch der König dafür bot, weil sie ein Erbstück vom Vater und Großvater sei, und als Friedrich endlich sagte, daß er sie ihm wider seinen Willen nehmen könne, sagte jener ganz ruhig: „Da müßte es in Berlin kein Kammergericht mehr geben.“

Als von einem Bürger einer kleinen Stadt angezeigt worden war, daß er auf Gott, auf den König und auf den Magistrat des Orts geschmäht habe, verfügte der König: „Daß der Mensch Gott geschmäht, ist ein Zeichen, daß er ihn nicht kennt; daß er mich geschmäht hat, das verzeihe ich ihm; daß er aber den hohen Magistrat geschimpft hat, dafür soll er auf einen Tag nach Spandau.“

Von jeher war Friedrich ein Muster des Fleißes und der regelmäßigsten Thätigkeit gewesen. Schon in seinen frühern Jahren hatte er einem seiner Freunde geschrieben: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Mit den Jahren nahm seine Thätigkeit noch zu, und selbst im hohen Alter schrieb er: „Die Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Auch verlangt mein Stand mehr Anstrengung und Arbeit, als irgend ein anderer. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Der Spiegel Heinrich des Vierten.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, besaß einen überaus kostbaren Spiegel, dessen Rahmen von Gold war und der mit den schönsten Diamanten prangte. Die Diamanten waren aber in den Rahmen also eingefügt, daß oben und unten, wie auch an beiden Seiten sich zwölf solcher Steine befanden. Folgende Figur möge es dem lieben Leser deutlich machen:



Ein Juwelier, der für den Hof arbeitete und der das Vertrauen des Königs besonders besaß, erhielt den Auftrag, den Spiegel zu putzen, und dem Rahmen wieder einen schönen Glanz zu geben. Der Oberhofmeister zählte ihm aber die Steine vor, und der Juwelier mußte eine Bescheinigung darüber ausstellen, daß sich auf jeder Seite 12 Diamanten befänden. Der Mann war aber nicht so ehrlich, als man erwartete. Er stahl vier derselben und wußte die übrigen so zu ordnen, daß auf jeder Seite zwölf Steine standen. Es fragt sich daher, wie er sie gestellt hat, um den Hofmeister zu täuschen.

Zweifelbige Charade.

Die erste ist Kage und Ente
Und Ziegenbock und Hund;
Die zweite ist stets rund,
Das Ganze am Firmamente.

W E I S S E S T

einen
id der
waren
wie
lgende

rauen
gel zu
geben.
Zu
h auf
nicht
wufte
stans
Hofe

